

125 Jahre Traumdeutung Diskurse und Wirkungsgeschichte

Herausgegeben von
Martin Dege und Peter Mattes

Christian Arnezeder: Das bin ich? Träumen und unbewusste Identitäten •
Anke Werani: Traumnarration und Ich-Identität • **Barbara Binder & Simone Bruckner:** Gemeinsam träumen. Social Dreaming in der Selbsterfahrung •
Herbert Fitzek: Gebaute Träume. Wege zu einer tiefenpsychologischen Kunstwirkungsforschung • **Bettina Rabelhofer:** »Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«. Der Alp in Kafkas Träumen – Annäherungen an Traumtexturen und ihre Schwellen • **Amelie Zadeh:** Träume riechen und vom Riechen träumen. Einige Überlegungen zum olfaktorischen Potenzial des Traums

Inhalt

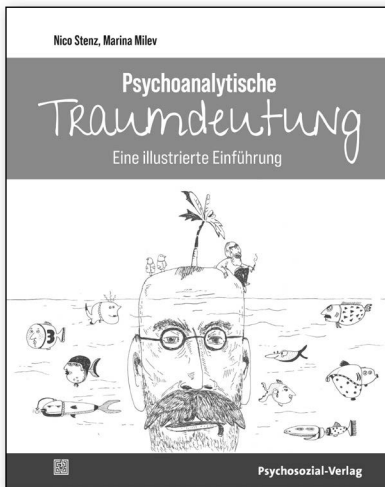
Editorial <i>Martin Dege & Peter Mattes</i>	3	»Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«	86
Das bin ich? Träumen und unbewusste Identitäten <i>Christian Arnezeder</i>	7	Der Alp in Kafkas Träumen – Annäherungen an Traumtexturen und ihre Schwellen <i>Bettina Rabelhofer</i>	
Traumnarration und Ich-Identität <i>Anke Werani</i>	23	Träume riechen und vom Riechen träumen Einige Überlegungen zum olfaktorischen Potenzial des Traums	107
Gemeinsam träumen Social Dreaming in der Selbsterfahrung <i>Barbara Binder & Simone Bruckner</i>	42	<i>Amelie Zadeh</i>	
Gebaute Träume Wege zu einer tiefenpsychologischen Kunstwirkungsforschung <i>Herbert Fitzek</i>	62	Impressum	127



Psychosozial-Verlag

Nico Stenz, Marina Milev

Psychoanalytische Traumdeutung Eine illustrierte Einführung



2021 · 144 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3109-9

**»Die Traumdeutung aber ist die
Via regia zur Kenntnis des Unbe-
wußten im Seelenleben.«**

**Sigmund Freud,
Die Traumdeutung, 1900**

Sigmund Freuds *Traumdeutung* legte den Grundstein für diese zentrale Technik der Psychoanalyse, doch schon er selbst beklagte den sperrigen Zugang zur Thematik. Hier setzen Nico Stenz' Erläuterungen und Marina Milevs künstlerische Zeichnungen an und führen gekonnt und anschaulich durch das Labyrinth der Traumdeutung.

Nach einer historischen Einführung werden die noch heute gültigen analytischen Kernkonzepte übersichtlich dargestellt und die Mechanik der Traumbildung nachvollzogen. Das Beispiel einer Traumanalyse verdeutlicht schließlich, wie der verborgene Sinn eines Traumes zugänglich gemacht werden kann.

Stenz und Milev bieten nicht nur einen gut verständlichen Einstieg in die Thematik und Unterstützung bei der Lektüre der originalen *Traumdeutung*, sondern auch Kenner*innen der Materie können durch die assoziationsanregenden Grafiken mit Genuss neue Eindrücke gewinnen.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

Editorial

Martin Dege & Peter Mattes

Journal für Psychologie, 32(2), 3–6

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2024-2-3>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Vor 125 Jahren, im Spätherbst des Jahres 1899, veröffentlichte Sigmund Freud sein Werk *Die Traumdeutung*, ein Buch, das weit mehr als nur eine wissenschaftliche Abhandlung über Träume darstellt. Es markiert den Beginn einer revolutionären Umwälzung im Blick auf das menschliche Bewusstsein. Freud selbst bezeichnete sein Werk als das Fundament der Psychoanalyse, sich selbst als den ersten Analysanden. Die Veröffentlichung sollte jedoch zu mehr werden als zu einem Bestandteil einer sich entwickelnden Methode, sie war auch ein kultureller Wendepunkt: Die Traumdeutung wurde zum Ausgangspunkt für eine weitreichende Rezeption in Literatur, Kunst und Philosophie (Marinelli und Mayer 2003), wurde zu einem Markstein der sich damals umstrukturierenden Diskursordnungen der Erkundungen des Selbst.

Freud selbst erkannte früh die Ambivalenz in der Rezeption seiner Theorien, die sich insbesondere in den unterschiedlichen Lesarten der Fachwelt und der breiten Öffentlichkeit manifestierte. Ursprünglich als wissenschaftliches Werk für ein neuropathologisches Publikum konzipiert, wurde das Buch zunehmend von literarischen Kreisen, esoterischen und künstlerischen Bewegungen rezipiert, die Freuds Theorie der Traumdeutung als eine Form der symbolischen Selbstanalyse aufnahmen, im Surrealismus gar bis hin zu einer kulturrevolutionären Programmatik.

Wie Marinelli und Mayer betonen, ist die Rezeption des Buches maßgeblich durch den Wechsel der Auflagen und die späteren Erweiterungen geprägt. Während die erste Auflage noch wenig Beachtung fand, führte die zunehmende Bekanntheit der Psychoanalyse in den folgenden Jahrzehnten zu einer deutlichen Zunahme des Interesses. Die Tatsache, dass das Werk selbst von Freud überarbeitet und um neue theoretische Einsichten ergänzt wurde, spiegelt die dynamische Entwicklung seiner Gedankenwelt wider und zeigt, dass *Die Traumdeutung* für ihn zunächst nicht als abgeschlossenes Projekt der Selbstanalyse und psychologischen Forschung betrachtet wurde.

Künstler und Schriftsteller griffen Freuds Konzept der Traumdeutung auf und integrierten es in ihre ästhetischen Praktiken. Träume wurden dabei als autonomer Schöpfungsraum verstanden, in dem unbewusste Wünsche und Fantasien unvermittelt an die Oberfläche gelangen können. Die Traumdeutung wurde auf diese Weise zu einem kulturellen Werkzeug, das nicht nur in der Psychoanalyse, sondern auch in der Kunst

und Literatur des 20. Jahrhunderts bedeutende Spuren hinterlassen hat. Gleichzeitig inspirierte die Traumdeutung Philosophen und Kulturkritiker, die Freuds Analyse des Unbewussten als eine bahnbrechende Methode betrachteten, um das menschliche Verhalten und die moderne Gesellschaft zu verstehen (Derrida 1998; Rose 2003).

Entscheidend für den Erfolg der Traumdeutung und damit der Psychoanalyse ist wohl nicht so sehr die Akzeptanz Freud'scher Theorien, sondern der Widerstand, den diese auslösten – und die Fähigkeit der Psychoanalyse, diesen Widerstand zu sublimieren, ihn zur treibenden Kraft der Theorie zu machen. Widerstand wurde so zu einem doppelten Konzept: Freud musste gegen die vorherrschende Auffassung ankämpfen, dass Träume bedeutungslos oder rein physiologisch seien, und setzte dagegen seine Theorie des Traums als Ausdruck unbewusster psychischer Prozesse. Dieser Paradigmenwechsel begegnete jedoch nicht nur in der breiteren Öffentlichkeit, sondern auch unter Wissenschaftlern erheblichem Widerstand. Der Widerstand gegen die Psychoanalyse ist somit auch ein Widerstand gegen das, was die Analyse ans Licht bringt – ein Widerstand, der tief in der Struktur des Subjekts und seiner Beziehung zum Unbewussten verankert ist. Derrida (1998) argumentiert, dass dieser »Widerstand gegen die Analyse« ein zentrales Konzept sei, das über die bloße Rezeption hinausgehe und die strukturelle Spannung in Freuds Werk verdeutliche. Diese Spannung manifestiere sich nicht nur in der Ablehnung von Freuds Theorien durch seine Kritiker, sondern auch in der fortwährenden Auseinandersetzung der Psychoanalyse mit ihren eigenen theoretischen Grundlagen.

Wir, das *Journal für Psychologie*, wollten nun wissen, wie es heute damit steht, und haben um Beispiele gebeten. Was wir nicht präsentieren wollten, ist die Technik der Deutung des Traumgeschehens in der heutigen etablierten und institutionalisierten Psychoanalyse; das ist bewährte und evidenzorientierte Praxis, zu der hinreichend einschlägige Literatur existiert, auf die zu verweisen wäre. Nach unserem Call for Papers wurden Berichte und Begründungen von Praxen eingereicht, die demgegenüber eher unorthodox, vorantreibend, sich bewähren wollend sind. Diese geben wir hiermit weiter.

Die Beiträge: *Christian Arnezeder* untersucht in seinem Beitrag »Das bin ich? Träumen und unbewusste Identitäten« die Frage, wie sich Identitäten im Traum formen und welche unbewussten Aspekte sie offenbaren. Er beleuchtet Freuds Traumdeutung als zentrale Methode zur Untersuchung der Identität im Traum und erweitert diese um die Objektbeziehungstheorie, insbesondere durch Otto Kernbergs Arbeiten. Arnezeder stellt zudem eine Verbindung zu Carl Gustav Jung her, der zwischen Subjekt- und Objektstufen im Traum unterscheidet, und betont, dass die Identität als dynamischer Prozess zu verstehen ist, der durch Träume kontinuierlich verändert und erweitert wird.

Anke Werani verknüpft in ihrem Beitrag »Traumnarration und Ich-Identität« den kulturhistorischen Ansatz Vygotskij's mit Freuds Vorgaben, um den Zusammenhang

von Traumnarration, Traumarbeit und Ich-Identität zu erkunden. Narrationen sind zentrale Bausteine menschlicher Lebenswelten. Ich-Identität bildet sich aus Narrationen, die sowohl von unbewussten und bewussten als auch innerlichen und äußerlichen Prozessen beeinflusst werden. Die narrative Identität kann als Gestaltungsmoment der Ich-Identität angesehen, die sprachliche Tätigkeit dabei als eine Vermittlerin zwischen den Instanzen des Unbewussten und des Bewusstseins betrachtet werden.

Barbara Binder und *Simone Bruckner* untersuchen in ihrer Explorativstudie »Gemeinsam träumen. Social Dreaming in der Selbsterfahrung«, in welcher Weise und mit welchem Gewinn Social Dreaming in Selbsterfahrungsgruppen der Gestalttheoretischen Psychotherapie praktiziert werden kann. Ihr theoretischer Hintergrund sind die von Gordon Lawrence und Patricia Daniel am Londoner Tavistock Institute of Human Relations entwickelte Methode des Social Dreaming, allgemeiner die Feldtheorie Kurt Lewins sowie aktuelle Vorgaben aus der Gestalttheorie, die dem klassischen Konzept Freuds gegenübergestellt werden.

Herbert Fitzek beleuchtet in seinem Beitrag »Gebaute Träume. Wege zu einer tiefenpsychologischen Kunstwirkungsforschung« die Verbindung von Kunst und Traum im Kontext der tiefenpsychologischen Analyse. Er zeigt auf, dass sowohl Kunst als auch Träume psychische Gebilde sind, die Aufschluss über das Unbewusste geben können, ohne unmittelbar zur Alltagsbewältigung beizutragen. Basierend auf Freuds Werk und modernen Konzepten der psychologischen Morphologie wird die Wirkung von Kunst als Ausdruck eines vielschichtigen Entwicklungsprozesses beschrieben. Fitzek illustriert dies anhand einer Untersuchung zu Anselm Kiefers Installation *Sieben Himmelspaläste*. Fitzek verdeutlicht, dass sich im Erleben der Kunst biografische Bezüge und unbewusste Dynamiken offenbaren und so das Kunstwerk selbst zu einem Raum wird, der individuelle Lebenswege reflektiert und transformiert.

Bettina Rabelhofer zeigt in ihrem Beitrag »Wenn ich erwache, sind alle Träume um mich versammelt, aber ich hüte mich, sie zu durchdenken. Der Alp in Kafkas Träumen – Annäherungen an Traumtexturen und ihre Schwellen. Lesarten von Texten Franz Kafkas« Lesarten des Autors. In seinen Tagebüchern und Briefen protokollierte dieser an die 60 Träume. Kafkas Träume und »Halbschlafphantasien« zeichnen sich durch Kargheit aus. Angeregt von Umberto Ecos Semiotik erarbeitet die Autorin eine Wegweisung für Leserinnen und Leser in deren Container- und Mentalisierungsfunktion.

Amelie Zadeh untersucht in ihrem Beitrag »Träume riechen und vom Riechen träumen« das olfaktorische Potenzial des Traums. Sie beleuchtet die Bedeutung des Geruchs für die Psychoanalyse, insbesondere wie Geruchsempfindungen von Freud und in der Literatur als Medium verstanden werden, das zwischen inneren und äußeren Welten vermittelt. Sie zeigt außerdem, dass olfaktorische Phänomene wie Geruch und Ekel als unbewusste Mechanismen im Traum bedeutsam sind. Unter Einbezug von Arbeiten zu Freuds Selbstanalyse und dessen Korrespondenz mit Fliess zeigt Zadeh auf, dass der

Geruchssinn in der Traumdeutung bisher wenig beachtet wurde, obwohl er zentral für die Theorie der Verdrängung ist.

Literatur

Derrida, Jacques. 1998. *Resistances of Psychoanalysis*. University of Chicago Press.

Marinelli, Lydia und Andreas Mayer. 2003. *Dreaming by the Book*. Other Press.

Rose, Jacqueline. 2003. *On Not Being Able to Sleep: Psychoanalysis and the Modern World*. Princeton University Press.

Die Herausgeber

Martin Dege ist Professor für Narrative Forschung am Pratt Institute in Brooklyn, New York. Seine Forschungsinteressen umfassen narrative Identität, kulturelle Psychologie und die Wechselwirkungen von Kunst, Politik und Macht. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit leitet er interdisziplinäre Projekte, die Fotografie, ethnografische Methoden und visuelle Kultur miteinander verbinden. Seine aktuelle Forschung widmet sich den ästhetischen und sozialen Transformationen traditioneller Motelstrukturen in den Great Lakes. Martin Dege ist zudem als Herausgeber von Sammelbänden über Krisenforschung tätig und engagiert sich in der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft durch Vorträge und Publikationen.

Kontakt: mdege@pratt.edu

Peter Mattes, nach Studium an der Universität Heidelberg ein Berufsleben als Hochschullehrer an der Freien Universität Berlin, auch Langzeitgast an der Universität Wien. Dann Freier Wissenschaftler, Diskursflaneur in den Bereichen der kritischen, poststrukturalistischen sowie postmodernistischen Psychologien. Einschlägige Veröffentlichungen; Mitbegründer und bis heute Mitherausgeber des *Journals für Psychologie*, Mitherausgeber von *Psychologie und Gesellschaftskritik*.

Kontakt: petermattes@aol.com

Das bin ich?

Träumen und unbewusste Identitäten

Christian Arnezeder

Journal für Psychologie, 32(2), 7–22

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2024-2-7>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Die *Traumdeutung* stellt nicht nur ein Kernstück der Psychoanalyse von Sigmund Freud dar, sondern wirkt neben zahlreichen Einflüssen in Kunst und Kultur auch als Ausgangspunkt für viele weitere Entwicklungen in der psychoanalytischen Theorie und Technik. Freud hat die Wunscherfüllung und die Verarbeitung von Tagesresten als wichtige Absicht der Traumproduktion verstanden, die es zu deuten gilt. Ein wenig beachteter Aspekt der Traumdeutung ist die Frage der Identität der im Traum agierenden Personen. Freud selbst beschreibt in der *Traumdeutung* bereits Identifizierungsfiguren und Mischpersonen, und C. G. Jung hält eine Subjekt- von einer Objektstufe auseinander. Die Objektbeziehungstheorie, insbesondere von Otto Kernberg, unterscheidet zwischen Subjekt- und Objektrepräsentanzen und den dazugehörigen Affekten als Bauteilen des Selbst. Welche Identität der Träumer selber einnimmt oder seine Traumfiguren einnehmen lässt, bringt unbewusste Aspekte des Träumers und seiner Identitäten zutage. Diese helfen ihm nicht bloß in seiner Selbstfindung und Entwicklung, sondern erweitern das Verständnis der Identität.

Schlüsselwörter: Traum, Freud'sche Traumdeutung, Identität, Selbst, Unbewusstes, Objektbeziehungstheorie

This Is Me?

Dreaming and Unconscious Identities

The interpretation of dreams not only represents a core part of Sigmund Freud's psychoanalysis, but also acts as a starting point for many further developments in psychoanalytic theory and technique itself, in addition to numerous influences in art and culture. Freud understood wish fulfillment and the processing of the day's leftovers as an important intention of dream production that needs to be interpreted. One aspect of dream interpretation that has received little attention is the question of the identity of the persons acting in the dream. Freud himself already describes identification figures and mixed persons in his interpretation of dreams, and C. G. Jung distinguishes a subject level from an object level. The

object relation theory, especially by Otto Kernberg, distinguishes between subject and object representations and the corresponding affects as components of the self. Which identity the dreamer assumes or lets his dream figures assume brings unconscious aspects of the dreamer and his identities to light. These not only help him in his self-exploration and development but let the understanding of the identity be further grasped.

Keywords: dream, Freudian dream interpretation, self, identity, unconscious, object relations theory

1 Identität und die *Traumdeutung* von Sigmund Freud

Noch nach weit mehr als einem Jahrhundert regt die *Traumdeutung* von Sigmund Freud (1900a) viele Weiterentwicklungen in Theorie und Praxis der Psychoanalyse an. Wie auch andere, besonders seine klinischen Werke zeichnet sich die *Traumdeutung* durch damals ungewöhnliche Denkansätze aus. Mit ihr schafft Freud auf der Grundlage bisheriger Auseinandersetzungen mit einzelnen Phänomenen des Menschen und der Gesellschaft neue Sichtweisen und lässt bis dahin noch wenig Verstandenes verständlich werden. In seiner *Traumdeutung* eröffnet Freud auf der Grundlage einzelner Vordenker wie Schopenhauer und Nietzsche (Gödde 1999) der Psychoanalyse einen Zugang zum Unbewussten und nach ersten Falldarstellungen Jahre zuvor ein weitergehendes Verständnis für neurotische Störungen, indem die sie verursachenden, weil ungelösten Konflikte auch im Traum gesehen und verstanden werden. Ganz wesentlich sieht Freud in diesem Sinne den Versuch einer Wunscherfüllung (1900a, 127) wie auch die Bearbeitung von Tagesresten (1900a, 568) als Motivation zur Bearbeitung von Konflikten im Traum an. Er macht dabei in verschiedenen Grundzügen und Traumbeispielen kenntlich, wie Träume, deren Inhalte und Ablauf etwas über den Träumer¹, sein Leben, seine psychische Verfassung und insbesondere Wünsche und Konflikte aussagen können, wenn sie nur richtig gedeutet und verstanden werden. Das zeigt bis heute seine Auswirkungen (Arnezeder 2021).

Es stellt sich nun die Frage, wie wir den Träumer selber denn verstehen, der im Traum immer wiederkehrt, was also die Träume ihm und uns über ihn und seine Person sagen: wie er selber ist, war und sein könnte. Die Bedeutung des Selbst und der Identität für das Träumen und die Traumdeutung ist nicht neu, gerade aus der Selbstpsychologie heraus wie bei Kohut (1981) und Grunert (1977, 1982). Es bleibt aber bei diesen Überlegungen unbestimmt, wie Selbst und Identität genau in ihrem Aufbau und Wesen gedacht werden, sich auf den Traum auswirken und wie der Traum wieder auf sie zurückwirkt. Der Träumer, wer er im Traum ist und was das aus ihm macht, soll genauer betrachtet werden, weil er im Traum – wie die Wünsche und Konflikte – ganz zentral

und regelmäßig erscheint. Nur weil eine bestimmte Person im Traum vorkommt, diese im Traum etwas macht oder erlebt, lässt das noch nicht sofort auf den Träumer und sein Verständnis von sich schließen.

Selbst und Identität sind wie Träume lebendig, vielfältig und schwer zu fassen. Das zeigt sich auch in einer Vielzahl von Theorien (Abels 2010) und erschwert das Verständnis ihrer Einordnung und ihres Zusammenspiels. Ein Ansatz der Ausdehnung und Weiterentwicklung von Selbst- und Identitätsbildung auf die Objektbeziehungstheorie soll deswegen zum besseren Verständnis angegangen werden. Schon Freud hat in seiner *Traumdeutung* Identifizierung und Identität von Personen angesprochen und untersucht, was aber in der Folge bis heute eher wenig Beachtung gefunden hat.

»Es ist leicht zu verstehen, inwiefern diese Darstellung durch Identifizierung auch dazu dienen kann, die Widerstandszensur zu umgehen, welche die Traumarbeit unter so harte Bedingungen setzt. Der Anstoß für die Zensur mag gerade in jenen Vorstellungen liegen, welche im Material mit der einen Person verknüpft sind; ich finde nun eine zweite Person, welche gleichfalls Beziehungen zu dem beanstandeten Material hat, aber nur zu einem Teil desselben. Die Berührung in jenem nicht zensurfreien Punkte gibt mir jetzt das Recht, eine Mischperson zu bilden, die nach beiden Seiten hin durch indifferente Züge charakterisiert ist. Diese Misch- oder Identifizierungsperson ist nun als zensurfrei zur Aufnahme in den Trauminhalt geeignet, und ich habe durch Anwendung der Traumverdichtung den Anforderungen der Traumzensur genügt« (Freud 1900a, 326f.).

Demzufolge tritt zur Beschwichtigung der Traumzensur nur eine der durch ein Gemeinsames verknüpften Personen im Traum als Identifikationsfigur in Erscheinung, während eine zweite oder mehrere weitere Personen – weil anstößig – verdrängt und unbewusst bleiben. Derweil umfasst diese eine bewusste Person wesentliche Aspekte aller dieser miteinander verbundenen Personen. Bei der Mischperson dagegen werden im Traumbild mehrere Eigenschaften von verschiedenen Personen zu einer ganz neuen, dafür aber bewusstseinsfähigen Person zusammengefügt. Bei einer solchen Unterscheidung von bewussten und nicht bewussten Personen klingt die schon bekannte Abgrenzung von latentem zu manifestem Trauminhalt an. Während Freud in seinen Ausführungen von mehreren Personen als ganzen spricht, die sich im Traum überdecken oder zu einer neuen fügen können, wird in diesem Zusammenhang nun von unterschiedlichen Teilen einer einzelnen Person im Sinne von Identitäten, besser noch Teilidentitäten gesprochen, die sich zusammensetzen, verdichten, vertreten oder teilen lassen können. Ohne solche Veränderungen der Identität zwecks Irreführung der Traumzensur besteht nämlich die Gefahr, dass die Traumzensur eingreift und unerwünschte Traumgedanken ins Unbewusste verdrängt oder dort behält. Eines aber bleibt gleich: die Umgehung der Traumzensur als Zweck der verschiedenen Identitäten und

ihrer Teile sowie das Potenzial der Weiterentwicklung durch ein Deuten und Verstehen der Identitäten im Traum. Inwiefern der Traumzensor sich neuropsychologisch eingrenzen und festmachen lässt (Boag 2006), tritt hinter die Frage zurück, wie denn die Traumarbeit mit der Zensurgefahr umgeht, bedenkliche psychische Inhalte verdrängt und unbewusst hält, und wie die Traumdeutung mit den im Traum wieder aus dem Unbewussten auftauchenden Anteilen der Identität Veränderung und Entwicklung ermöglichen kann.

Einen frühen theoretischen Ansatz, Personen in einem Traum nicht nur als solche zu sehen und zu verstehen, wie sie geträumt werden, sondern sie auch unter dem Aspekt einer unterschiedlich zu sehenden Identität zu betrachten, liefert Carl Gustav Jung (1921). Er trennt eine Objektstufe, wo die einzelnen Personen im Traum tatsächlich dasjenige darstellen, als was sie im Traum in Erscheinung treten, von einer Subjektstufe, wo die verschiedenen Personen im Traum nicht sich selbst, sondern verschiedene Aspekte des träumenden Selbst ausdrücken. Aufgrund der Überdeterminiertheit der Träume, wo die einzelnen Erscheinungen jeden Traumes mehrere Bedeutungen gleichzeitig annehmen dürfen (Freud 1900a, 289), können Selbst- und Objektstufe zugleich auch in ein und demselben Traum als unterschiedliche Sichtweise zur Anwendung gelangen und so mehrere Aussagen über den Träumer wie auch andere Personen gleichzeitig im Traum transportieren.

2 Identität und Objektbeziehungstheorie

Fragen der Identität nehmen im Alltag der Menschen mehr und mehr Platz ein. In einer komplexer werdenden Welt mit vielfältigen, oft schwer zu durchschauenden und nur mühsam verstehbaren Zusammenhängen beschäftigt viele die Frage, wer man denn selber inmitten dessen sei, gewesen wäre und werden könne. Früher noch nicht übliche Änderungen und Umgestaltungen des Selbst und der Identität durch vermehrte Möglichkeiten der Autonomie und Selbstbestimmung – wie etwa bei der freien Wahl des Geschlechts – tragen ebenso zur Vielfaltigkeit der Lebensumwelt bei, die individuell bewältigt werden will: »Die Pluralisierung der Lebenswelten verbündet sich mit der Vorstellung, daß der Mensch sich selber autorisiere und seine eigene Lebenswelt erschaffe« (Bohleber 1999, 511).

Psychoanalyse und Psychologie beschäftigen sich eingehend mit diesen zunehmenden Komplexitäten der menschlichen Lebenswelten. Selbst und Identität als Begrifflichkeiten werden in der psychologischen und psychoanalytischen Literatur dabei reichlich, aber meist unterschiedlich verwendet. Das Selbst als Konzept der Psychoanalyse (Arnezeder 2020) umfasst die Ganzheit des Menschen und ist als eine Erweiterung seines Ich zu sehen, das neben Über-Ich und Es einen Teil des psychischen Appara-

tes im Strukturmodell von Freud (1923b) darstellt und vor allem seine psychischen Funktionen beschreibt. Das Selbst umfasst dagegen mehr, nämlich alle körperlichen und psychischen Aspekte der Menschen, auch ihre Identitäten und sozialen Rollen. In der Psychologie wiederum beschreibt das Selbst einen Punkt des Rückbezuges auf sich selber, vor allem in Bezug auf Denken und Handeln, sodass es der Bedeutung der Person schon recht nahesteht. Es kommt in der Psychoanalyse wie auch in der Psychologie dem Selbst jedenfalls kein Substrat zu und auch keine räumliche Ausdehnung, die sich beobachten oder gar ausmessen ließe: »Das seelische Innen kennt die Kategorie des Raums nicht, seine Inhalte sind unkörperlich und daher raumlos« (Fetscher 1983, 395).

Das Selbst ist somit nicht empirisch über tatsächliche Wahrnehmung, sondern konzeptionell in Theorien zu fassen und zu erörtern, was durch Theoretiker in den unterschiedlichen psychoanalytischen Schulen verschiedentlich geschieht. Wegen dieser Vielfalt wird es gelegentlich wieder postmodern dekonstruierend infrage gestellt, sodass schon »von der Auflösung der Identität und dem Tod des Subjektes« (Bohleber 1999, 517) gesprochen wird. Psychologie und Psychoanalyse, die sich als Wissenschaften mit den Menschen und ihrer Lebenswelt beschäftigen wollen, benötigen aber Begriffe und Konzepte, um das zu fassen, was uns Menschen im Alltag verständlich und nachvollziehbar erscheint und unseren Erfahrungen entspricht: dass wir wer sind, einen gleichbleibenden Kern besitzen und trotzdem Veränderungen unterliegen. Im Sterben, so stellen wir es uns je nach Glauben vor, hören wir auf zu sein oder gehen vielleicht sogar in eine neue Existenz anderswo über.

Dieses subjektive Wahrnehmen eines persönlichen Mittelpunktes gilt auch für den Begriff der Identität: das mit sich selbst identische Selbst, das mit sich innerlich eins und gleich (Erikson 1956, 115) bleibt und nicht wie die anderen ist. Vielleicht lässt sich das so in Sätzen ausdrücken:

- a. Ich bin ich.
- b. Ich bin eins.
- c. Ich bin gleich.

Was wir in unserem Verständnis dagegen nicht sind, zeigt eine Verkehrung ins Gegenteil:

- a. Ich bin nicht Nicht-Ich, also nicht wer anderer.
- b. Ich bin nicht uneins, also nicht mehrere.
- c. Ich bin nicht ungleich, also nicht ständig nicht mit mir gleich.

Wir haben also den Eindruck, dass wir im Kern als Selbst über lange Zeit hinweg gleichbleiben und uns das ausmacht. Das kann alltagspsychologisch Identität bedeuten: Jemand bleibt über die Zeit mit sich selbst gleich, also identisch (Strauß und Zifonun

2002, 168). Diese Identität beizubehalten, ist nach Lobner (1986) eine wesentliche Aufgabe und Funktion des Träumens, um jetzt wieder zum Traum zurückzukehren:

»Über die bekannten, immer wieder bestätigten Funktionen hinaus dient der Traum der Einfügung bestimmter Erlebnisse des vergangenen Tags in das System der bleibenden Erinnerungen; gemeint ist jener Stammbaum von affektiv bedeutsamen, nach ihrem typischen Affektverlauf geordneten früheren Erlebnissen, die im ganzen, subjektiv gesehen, die Persönlichkeit ausmachen. Das heißt, auf diese Weise würde der Traum die Kontinuität der in der Welt der Selbst- und Objektrepräsentanzen, somit auch des eigenen Lebenslaufes und des Identitätsgefühls aufrecht erhalten. Er würde garantieren, daß wir im täglichen Zustrom neuer Erlebnisse, Situationen und Daseinsbedingungen immer noch wir selbst bleiben können, und daß wir uns gleichzeitig, mit wachsender Lebenserfahrung, entwickeln, ohne uns in der Falle einer statischen Stagnation zu verfangen, oder – im anderen Extremfall – ohne daß wir uns selbst in einer stets anderen Umwelt, die wir mitverändern und in der auch wir stets anders sind, nicht mehr wiedererkennen und uns verlieren« (Lobner 1986, 39f.).

Ohne Widerspruch zu so gesehenen Aufgaben des Träumens weicht von dieser Sichtweise eines aufrechtzuerhaltenden Selbst und einer gleichbleibenden Identität der vorliegende Zugang vorläufig einmal ab, indem deren Veränderungen ins Auge gefasst werden. Das Selbst wird nach wie vor nicht als verdinglichte Einheit verstanden, die sich leicht fassen und qualitativ in Charakterzügen (Bohleber 1999, 518) festlegen ließe. Es erscheint mehr als »Phantasma«, welches »das Selbst als eine psychische Konstruktion und als einen Erzeuger von Bedeutungen« zwecks nachfolgender Identitätsbildung und Identitätsarbeit sieht (Bohleber 1999, 516). Neben der synthetischen, also zusammensetzenden Funktion des Ich (Fetscher 1983) und dem Erzählen der eigenen Geschichte in der Autobiografie (Bruner 1999) leistet auch der Traum mit Beiträgen aus dem Unbewussten sein Zutun zur Bildung und weiteren Ausgestaltung des Selbst durch die anreichernde Lieferung von Bildern, Gedanken und Erlebnissen. Träume müssen dazu nicht zwingend bewusst werden, um innerpsychisch gestaltend auf das Selbst zu wirken. Um jedoch für den Träumer in seiner Welt subjektiv Bedeutung zu erlangen, müssen sie der bewussten Wahrnehmung zugänglich und in Erzählung gefasst werden können.

»Das Selbst ist eine Erzählung und bedarf eines Zuhörers, damit es existiert« (Bohleber 1999, 516), wie eben auch der Traum. Sich am Morgen kurz nach dem Aufwachen den eben noch ganz real erscheinenden Traum zu vergegenwärtigen und auf sich zu beziehen, lässt sich auch als eine Erzählung sich selber gegenüber verstehen. In solchen Traum Erzählungen wird aufgestellt und geordnet, was jemand erlebt hat und was das für einen selbst und für andere heißen kann – die so bezeichnete sekundäre Traumbear-

beitung nach Freud. Wenn aber Träume dann anderen Menschen erzählt werden, wird zudem Beziehung hergestellt (Arnezeder 2021), der mitgeteilte Traum wird zum Vermittler zwischen Subjekt und Objekt.

Zu solchen inter- und innerpsychischen Abläufen werden in der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie seit vielen Jahrzehnten Überlegungen angestellt, wie sich zwischenmenschliche Beziehungen durch den Vorgang der Identifizierung auf die Bildung und Ausgestaltung des Selbst und der Identität auswirken (Abel 2023). Melanie Klein (1932) nennt solche in das Selbst aufgenommenen Identifizierungen innere Objekte, Jacobson (1973) beschreibt diesen Vorgang eingehend und Fairbairn (2000) spricht von der Suche nach dem Objekt als grundlegender menschlicher Motivation im Unterschied zur Abfuhr der aufgestaute Triebenergie in der klassischen Psychoanalyse. Neuerdings vertritt Otto Kernberg (1989) dazu einen Ansatz, wo das Selbst sich aus verschiedenen Selbst- und Objektrepräsentanzen und den zugehörigen Affekten zusammensetzt, die innere Objekte bilden und alle zusammen das Selbst als Ganzes ausmachen (Kernberg 1989, 21).

Es bilden sich aus Identifizierungen mit wichtigen Mitmenschen als Objekten in verschiedenen Situationen im Leben Vorstellungen von sich selber und damit Selbstrepräsentanzen. Im Kontakt mit Mitmenschen kann ich erfahren, wie mich diese sehen, was sie über mich denken oder sagen, was sie mir zusprechen und was sie mir absprechen, wie sie mich behandeln, wie sich das für mich anfühlt und ob das für mich stimmig und bedeutungsvoll ist. Genauso kann ich mir zudem aus solchen Beziehungen Vorstellungen über andere bilden, wie ich sie erfahre und verstehe, was die Objektrepräsentanzen bildet. Dazu findet sich dann noch eine zugehörige Gefühlslage, die wesentlich triebbestimmt ist. Solche Repräsentanzen sind folglich meist unbewusste Vorstellungen von mir und anderen, welche aus Beziehungen kommend als psychische Einheiten alle zusammen das Selbst aufbauen. Solche psychischen Strukturen des Selbst werden zuweilen bei Gelegenheit aus dem Unbewussten wieder aktualisiert, belebt und günstigenfalls auch wahrgenommen. Wir bemerken das beispielsweise, wenn wir Eigenschaften eines Menschen, den wir durch Trennung oder Tod verloren haben, selber übernommen haben und leben, als ob es eigene wären, etwa bestimmte Worte verwenden, Lachen oder Gesten. Die Objektbeziehungstheorie hebt mit diesem zusammenfassenden und aufbauenden Vorgang mehr die Bedeutung des Objektes für die psychische Struktur des Selbst und ihre Entstehung hervor als bislang die klassische Psychoanalyse oder die Ich-Psychologie.

Solche Bildungen des Selbst gehen nicht voraussetzungsfrei vor sich. Erfahrungen aus Objektbeziehungen treffen auf eine schon gegebene biologische Anlage, wo eine Vielzahl von potenziellen Möglichkeiten des Selbst im Kontakt mit der sozialen Umwelt ausgewählt und realisiert werden oder aber ungenutzt bleiben. Dieses ursprünglich schon gegebene potenzielle Selbst wird im Reifungsprozess gestaltet durch die dort gege-

benen und vorgefundenen Identifizierungsmöglichkeiten, besonders durch die Mutter, aber auch durch den Vater, andere Familienmitglieder, Freunde, Lehrer und sonstige Vorbilder hin zu einem strukturierten Selbst, der Identität (Fetscher 1983, 399). Nicht von außen, sondern innerpsychisch greifen auch Traumerlebnisse vermittelnd mit Beiträgen aus dem Unbewussten durch dort gelagerte Erfahrungen und Erlebnisse mit Mitmenschen wie auch aus Konflikten und Tagesresten in diesen Gestaltungsprozess des Selbst ein. In Träumen werden auf diese Weise ebenso Potenziale geweckt, durchgespielt und zum aktuellen, strukturierten Selbst ausgeformt, das die Grundlage der Identität bildet: »Das aktualisierte Selbst ist strukturiertes, mit sich selbst identisches Selbst = Identität« (Fetscher 1983, 398).

Da nicht alle potenziellen Anteile des Selbst ihre Verwirklichung finden, kann es auch nicht das gesamte Selbst als Identität im Bewusstsein geben, sondern nur Selbstaspekte und Teilidentitäten, erfahrbare und kontextabhängige Teile der gesamten Identität (Keupp et al. 2008, 218f.). Unbewusst verbliebene Selbstanteile können wie Konflikte und Tagesreste auch nach Bewusstwerden drängen und uns erstaunen lassen, wenn ihnen das gelingt. Diese ins Bewusstsein drängenden Selbstanteile können dann im Traum schon einmal ungemein beherrschend wirken und den Anschein erwecken, als würde es nur sie und sonst nichts geben. Der Trauminhalt wirkt auf den Träumer dann echt und unzweifelhaft.

»Der Traum vermittelt die Illusion, das erlebende Subjekt darin, das nur einen Teil des Selbst repräsentiert, sei das gesamte Selbst, während die anderen Teile des Selbst oft nur in den Traumereignissen und in anderen Aspekten des Traumskripts dargestellt sind« (Bolas 2012, 59).

Diese scheinbare Eindeutigkeit des Erlebens im Traum bringt etwas zum Ausdruck, das so tatsächlich nicht ist. Durch unterschiedliche Einwirkungen der sozialen Umwelt und unbewusste Einflüsse finden sich, wie auch in den Objektbeziehungen, zu unterschiedlichen Zeiten abhängig vom Kontext im Traum je eigene Gestaltungen des potenziellen Selbst zusammen. Im Wachsen wissen wir um unsere Differenziertheit und Mannigfaltigkeit als Selbst. Diese individuellen Gestaltungen des Selbst bleiben außerdem nie in einem offenbar vollendeten und abgeschlossenen Stadium stehen. Sie unterliegen einer psychodynamischen Entwicklung und können neben den Erfahrungen im Wachbewusstsein durch Traumerlebnisse in der Nacht umgestaltet und weiterentwickelt werden. Der Traum spielt also mit der Außenwelt in der Bildung der Identität zusammen:

»Vielmehr ist sie eine nie abgeschlossene psychische Konstruktion, die aus reflexiven Vergleichsprozessen besteht. Verglichen werden zentrale Selbstrepräsentanzen auf der einen

Seite mit sozialen Rollen, Handlungen, Gefühlen, erzählten Geschichten, Objekten, bis hin zu Träumen auf der anderen Seite« (Bohleber 1999, 318).

Veränderungen des Selbst und der Identität werden nun verstanden als der Einbezug von veränderten und erweiterten Selbst- und Objektrepräsentanzen, die bisher nicht gekannt waren, mit den zugehörigen Affekten aus dem Traum und aus Alltagserfahrungen in das bisherige Verständnis des eigenen Selbst und der Identität. Diese psychischen Veränderungen werden in Träumen häufig als Reisen gestaltet, wo in anderen Umgebungen bisher Ungekanntes durchlaufen und erfahren wird.

Der Einfluss von Alltagserfahrungen des modernen Menschen bei der Bildung von Selbst und Identität ändert sich gleichfalls. Das moderne Selbst nach Lüder (2023), das weniger von Verboten wie früher einmal, mehr durch Leistung und Optimierung geprägt wird, hat heute andere Herausforderungen und Gefahren zu bewältigen als das Selbst der Menschen aus der vorletzten Jahrhundertwende, der Zeit von Sigmund Freud und seinen Findungen. Das moderne Selbst sieht sich heute oft ganz anderen Anforderungen in seinem sozialen Leben gegenüber, an denen es sich entwickelt und aufbaut.

»Auch der Identitätsbegriff weist zwei Aspekte auf: einen ›Innen-Aspekt‹, der auf Strukturierung und Festigkeit des Selbst abzielt und [...] einen ›Außen-Aspekt‹, unter dem das Individuum in die soziale Gruppe eingebettet und zugleich gegen diese abgegrenzt wird« (Fetscher 1983, 397).

Diese soziale Rolle ist im Vergleich zum Selbst und zur Identität die äußere und in den sozialen Beziehungen besonders umgestaltbare Schicht der Person (Fetscher 1983, 405), die wir zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlicher Form einnehmen können. Jemand kann im Alltag jeweils als Ehefrau oder Ehemann, Kind, Elternteil, Dienstnehmer oder Dienstgeber, Konsument, Reisender, Kulturschaffender abwechselnd oder teilweise auch gleichzeitig in Erscheinung treten, dabei aber trotzdem dasselbe Aussehen, denselben Namen und dasselbe Geschlecht besitzen. Wir gehören in unserer sozialen Rolle zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlichen Gruppen an. Eine solche Gruppenzugehörigkeit in einer bestimmten Rolle erleichtert die Bildung und Bewahrung der eigenen Identität von außen und hilft, sich von anderen Gruppen und deren Mitgliedern abzugrenzen. Manche können an solchen Aufgaben auch scheitern und fragmentieren oder an Identitätsdiffusionen leiden (Fetscher 1983). Für nicht wenige Menschen – zumindest in der westlichen Welt – sind diese Anforderungen an die sozialen Rollenwechsel, die Gruppenzugehörigkeit und verschiedenen Identitäten ein ernstes Problem, worin sie sich nicht oder nur schwer zurechtfinden, sodass sie sich lieber in ihrer gewohnten Umgebung aufhalten und sich in diese zurückziehen. Sie

vermitteln den Eindruck, ihre Identität könne nicht mehr all diese Gruppenzugehörigkeiten und sozialen Rollen verarbeiten, wie es aber wichtig wäre.

Das Träumen ist also nicht einfach eine triebhaft bestimmte Innenschau auf Wünsche und Konflikte oder eine Verarbeitung von noch unbewältigten Tagesresten, sondern genauso eine Auseinandersetzung mit sich und der eigenen Entwicklung im Kontakt mit der Umwelt. Träume entstehen zwar primärprozesshaft und kennen zuerst noch kein Außen, sind aber in gegebene soziale Beziehungen eingebunden, sobald sie bewusst werden. Sie werden erzählt und verändern das Selbst und die Identität der Menschen langsam, ohne aber den gleichbleibenden Kern in allem zu verlieren:

»Den Vorzug des Begriffs der Identität sehe ich darin, daß dadurch ein Subjekt in den Blick kommt, das sich mit der Erfahrung von Kontingenz, Differenz und Andersheit auseinanderzusetzen hat und angesichts dieser Erfahrungen Kohärenz und Kontinuität des Selbst herzustellen bemüht ist« (Bohleber 1999, 517).

3 Unbewusste Identitäten im Traum

Soweit die Theorie. In der Praxis kennen wir wohl die folgende Situation: Bisweilen werden wir morgens als eben noch Schlafende aus einem Traum wach, in dem wir uns ganz eins und daheim gefühlt haben, werden wach aus einer scheinbar anderen, gerade eben noch erlebten Welt und können noch nicht wirklich zwischen Traum und Wirklichkeit unterschieden, müssen uns erst neu orientieren und uns vergegenwärtigen, dass wir jetzt tatsächlich wieder woanders sind und wer anders als eben noch im Traum. Was und wer wir im Traum gewesen waren und was wir getan und erlebt haben, verwundert uns oder irritiert uns gar, weil wir unsere ins Bewusstsein drängenden Selbstanteile wahrnehmen und das so bizarr und Ich-fern wirkt: Bin das wirklich ich? Könnte ich das machen oder erleben? Die Redewendung »Das hätte ich mir nicht im Traum gedacht« drängt sich auf und weist auf die vielfältigen Möglichkeiten der Traumentstehung hin. Im Traum fällt uns tatsächlich vieles ein, was wir im Wachen nicht glauben könnten.

In der Folge gilt es, im Wachwerden wieder aus der Erinnerung zusammenzustellen, wer man tatsächlich ist, und das Selbst wie vom Vortag gehabt wieder zu erschaffen. Identität heißt, heute identisch zu sein mit dem Selbst, das wir gestern waren. Nach jeder Nacht müssen wir wieder anknüpfen an das Selbst von gestern, worin wir in der Nacht unterbrochen worden sind durch neue Traumerfahrungen. In den Träumen der Nacht waren wir eindeutig wer anderer und das durfte träumend nicht bewusst werden – wie die latenten Traum Inhalte der Freud'schen *Traumdeutung*. Wir haben im Traum etwas erfahren und ohne jeden Zweifel mitgemacht, das wir im Wachen vielleicht nicht täten und nicht wollten oder nicht wagten zu sein oder zu tun. Bin das wirklich ich, den ich

da im Traum geschaffen habe? Oft genug fühlt sich das fremd an. Das Bizarre im Traum stammt aus dem Unbekannten, das aus dem Unbewussten auftaucht und auf sich aufmerksam machen möchte. Da gibt es noch etwas, das ich auch bin oder sein könnte, was ich mir wünschen würde, was andere mir früher zugetragen haben, was sie in mir gesehen haben, was sie mir aber manchmal auch abgesprochen haben. Der Traum hat nicht allein die Funktion, der Hüter des Schlafes zu sein (Hamburger 2017, 19). Er will Unbewusstem auch zu Bewusstsein verhelfen, um dieses bemerkbar zu machen, unbewusste Teile des Selbst zu vergegenwärtigen, die – weil unbekannt und bizarr – an der Wirklichkeit des Traumes zweifeln lassen:

»In vielen von unseren Träumen genießen wir zwar zeitweilig die Illusion, wir würden das Traumgeschehen steuern, merken dann aber doch, daß wir uns in einem Drama befinden, das seine ganz eigene, verwirrende Logik besitzt. Solche Augenblicke geben uns nicht nur oft das Gefühl, daß wir keinen Anteil an ihrem Zustandekommen haben, sondern können auch abstoßend und verstörend wirken, weil sie keinerlei Berührungspunkte mit unserer Subjektivität erkennen lassen und exakt das Gegenteil zu unterstreichen scheinen: Wir finden uns in der Rolle eines recht passiven Objekts in einem bizarren Drama, ohne irgendeinen roten Faden darin ausmachen zu können« (Bollas 2012, 78).

Wir stellen uns doch nicht immer ident zusammen, wie wir am Vortag waren. Der Traum hat mit unbewussten Inhalten sein Zutun geleistet, dass wir uns in Teilen anders fühlen und sehen und somit auch verändern können. Vielleicht vergessen wir diese Umwandlungen auch bald wieder, wie wir überhaupt Träume erinnern und bald vergessen. Wenn wir aber meinen, wir waren für kurze Zeit jemand, der anderes getan und erlebt hat, verändert es unsere Selbstsicht, das Selbstverständnis und die Identität. Dazu ein Traumfragment:

Auf einem Ausflug mit einigen Menschen bin ich wo herumgelegen und habe die Hosen vollgemacht. Ich wollte auf das Zimmer, die Wäsche wechseln und waschen, dann sieht ja niemand etwas. Das habe ich aber nicht gemacht, bin wie gelähmt liegen geblieben, um ja nicht entdeckt zu werden.²

Für gewöhnlich würde jemand im Wachsein auf die Toilette gehen, bevor etwas passiert, um den ganzen Schlamassel schlichtweg zu vermeiden. In diesem Traum ist das nicht so und es erregt einmal ein Erstaunen, das eine neue Sicht auf das eigene Selbst eröffnet:

»Immer wieder kommen wir an diesen Punkt, wo das gedachte Bekannte (das Subjekt) auf das ungedachte Bekannte (das Ich) trifft und wir in jene Zeit zurückversetzt werden, als unser ererbtes Sein und die Logik der Umwelt dialektisch eng miteinander verschränkt waren« (Bollas 2012, 84).

Wir schaffen uns im Traum als jemanden, der anders sein könnte, anderes tun könnte, weil wir anders geschaffen, vielleicht anders gedacht sind. Das kann aus der Sicht der Subjektstufe nach Jung (1921) auch seinen Ausdruck in der Veränderung anderer Menschen im Traum finden, weil diese uns im Anderssein spiegeln. Wir erleben andere Menschen um uns herum dann anders, beispielsweise aggressiver, zugewandter oder auch nur unkenntlich, wenn uns etwas nicht erfahrbar sein darf; und die Affekte können auch wechseln.

Um Selbst und Identitäten des Träumers in einem Traum neu zu schaffen, zu verändern oder aber unkenntlich zu machen, bedarf es wie bei der Umwandlung von latenten Traumgedanken in manifeste Traumhalte einer Traumarbeit. Sie leistet diese Entstellung des Selbst und der Identität durch Veränderung. Der Träumer soll vor direkter Erkenntnis geschützt werden: was denn in ihm stecken könnte, wie er denn auch sein könnte. Der Mensch soll nicht wissen, was er alles sein könnte, dass vieles besser und schöner sein könnte, andererseits aber auch aggressiver, schrecklicher und ängstigender. Es würde ihn beunruhigen und ihm den Schlaf rauben. Er soll genauso vor seinen Vorwürfen an die Umwelt geschützt bleiben, dass er nicht hat werden können, was und wer er eigentlich ist. Das Unbewusste will das aber zeigen mit den ins Bewusstsein drängenden Selbstanteilen. Es kennt die Verneinung nicht im »Du kannst das nicht sein!« (Saad 2020). So wie auch latente Traumgedanken der Wunscherfüllung und der Konflikte ins Bewusstsein drängen und nicht einfach so verschwinden, wollen auch unbewusste Selbstanteile und Identitäten wieder ins Bewusstsein gelangen und auf sich aufmerksam machen.

Grunert (1977, 1059) meint in diesem Sinne zu den narzisstisch bezeichneten Träumen,

»daß es sich bei diesen Träumen in vielen Fällen vorrangig nicht um verdrängte Triebwünsche handelt, die auf halluzinatorischem Wege Entlastung suchen, sondern um narzisstische Bedürfnisse, die, bei allen Menschen mehr oder weniger frustriert, als narzisstische Wunden erhalten bleiben, leicht wieder neu verletzt werden können und zeitlebens nach Restitution suchen, ohne daß diese jedoch wirklich gelingen kann«.

Bestätigende oder aufmunternde Träume können den vielleicht angeschlagenen Selbstwert des Träumers stützen oder heben. Wenn wir dagegen aggressive oder unangenehm sexuelle Träume haben, dann wird es im Aufwachen erleichternd sein zu empfinden, dass man im Wachsein wieder in der bekannten und oft schon als unter Kontrolle gesehenen Realität gelandet ist.

In der von Jung (1921) eingeführten Unterscheidung zwischen Subjekt- und Objektstufe lässt sich auf der Objektstufe auch etwas über entstellte Identitäten anderer Personen im Traum aussagen. Was für den Träumer gilt, nämlich in seinen Möglichkei-

ten nicht gesehen, aber darauf hingewiesen zu werden, gilt auch für andere Menschen im Traum, sofern wir auf der Objektstufe verbleiben. Wir sehen und ahnen im Traum, was andere Menschen für uns sein könnten, auch wenn das nur unser Wunsch ist und bleibt. Auch sie könnten mehr und anders sein. Attraktive, aber bislang ablehnende Personen könnten plötzlich Interesse und Zuneigung an einem zeigen oder eine Gefahr und Bedrohung ausdrücken. Dazu ein weiteres Traumfragment:

Ein dunkel erscheinender Mann geht durch das Schlafzimmer auf den Balkon, will dabei das Zimmer kontrollieren und wird von einem Träumer staunend beobachtet. Der Träumer fühlt sich in seinen Bewegungen blockiert und kann nichts dagegen unternehmen, auch nicht seine Partnerin schützen, die neben ihm liegt.

Durch das Erzählen eines Traumes kann der Träumer auf seine Umwelt einwirken und den Menschen um sich herum neue Sichtweisen von sich ermöglichen (Anzieu-Premereur 2013). Solche neuen Sichtweisen können dann das Verhalten dieser Menschen dem Träumer gegenüber und diesen selber als Folge dessen wieder verändern.

4 Träumen: Das bin ich?

Kann ich aber sicher sein, dass ich das tatsächlich bin und es mir entspricht, was ich so alles träume und sich mir neu zeigt? Diese Frage ist auch eine nach der Wahrheit von Träumen.

Der Traum gilt nach wie vor als *via regia* zum Unbewussten, von Freud damals jedoch mehr triebtheoretisch verstanden. Dass dem Menschen vieles von dem nicht bewusst ist, was das Unbewusste mit ihm macht, warum er etwas tut oder nicht tut, ist einer der zentralen Konzepte der Psychoanalyse, welche sie von anderen psychotherapeutischen Schulen unterscheidet. Auch wenn Kunst und Kultur von diesem Gedanken leben, dass wir nicht Herr im eigenen Haus sind, sondern das Unbewusste uns ganz entscheidend steuert, hat der Mensch diesen Gedanken wohl noch nicht so richtig verstanden, auch wenn es schwer ist, diese Bestimmung durch das Unbewusste wirklich ausdrücklich abzulehnen. Wir neigen heute mehr zur gezielten Selbstoptimierung (Jacob, Mosziek und Renner 2017; Lueder 2023) und leben trotz des Einflusses des Unbewussten mehr eine gegenteilige Überzeugung, dass das eigene Selbst in verschiedenen Möglichkeiten ja doch mit Absicht beeinflusst und verändert werden kann.

Dieser modernen Sichtweise des gestaltbaren Selbst widerspricht das Träumen. Selbst und Identität bilden zwar nicht eine abgegrenzte und abschließende Einheit, fransen sich aber auch nicht aus oder verlieren sich. Viele Seiten von uns sind uns jedoch unbekannt. Unterschiedliche potenzielle und noch ungenutzte Möglichkeiten sollen träumend dargestellt werden. Der aufwachende Träumer will ordnen und neuerlich

eine Einheit im Selbst und in seiner Identität herstellen und hat ein Interesse daran, nicht wer anderer und nicht mehrere zu sein oder sich ohne Mittelpunkt fortlaufend zu verändern. Es gilt, trotz träumender Vielfalt wieder eins zu werden. Die synthetische, wieder zusammensetzende Funktion des Ich bildet aufs Neue ein Selbst und eine Identität, auch wenn sie sich durch Traumerlebnisse teilweise verändert und Neues in sich fasst. Erforderlich dazu ist das Anerkennen der neuen Traumerfahrungen und deren Integration in das bisherige Selbstverständnis, auch wenn dazu Widerstand und Zweifel zu überwinden sind. Damit landen wir letztlich wieder bei Lobner (1986) und der Kontinuität des Identitätsgefühls als nach wie vor bestehender Aufgabe des Träumens angesichts der Möglichkeiten von Identitätswürfen in der Gegenwart und Zukunft (Keupp et al. 2008, 243).

Es geht um die integrierende Vergegenwärtigung von vorhandenen und möglichen Selbst- und Objektrepräsentanzen eines Menschen, die sein Selbstbild umfassen, aber nicht realisiert werden. Ob diese Selbstanteile einer tatsächlichen Realität entsprechen oder nicht, erscheint nicht von Belang, weil sich das kaum überprüfen lassen wird. Es geht um psychische Wahrheit: was möglicherweise auch sein könnte, aber nicht sein darf, weil es beunruhigt und ängstigt.

Kinder, die sich über einen Traum wundern oder sich wegen ihm ängstigen, bekommen oft zu hören: Das ist ja nur ein Traum. Den müssen wir nicht so ernst nehmen. Nur weil wir etwas träumen, heißt das noch nicht, dass das auch stimmt, dass dem Traum auch eine Realität entspricht. Es geht aber in der Deutung und im Verstehen eines Traumes nicht darum, prüfend festzustellen, was »fact« oder »fake« ist, was Wirklichkeit und was Fantasie ist. Es geht um psychische Wahrheit im Sinne: Das ist so für mich.

»Der Erkenntniswert der Träume wird aber nicht durch die Frage nach ihrer Wirklichkeit, sondern nach ihrer Wahrheit erfasst« (Lüders 1982, 827).

Schon Freud hat in seiner *Traumdeutung* herausgearbeitet, dass mit einem Ernstnehmen und Deuten des Traumes vermeintliche Entstellungen einen Sinn erlangen und eine aufschlussreiche Mitteilung enthalten können, was sich zur Selbsterkenntnis nutzen lässt, auch wenn Träume in ihrer szenischen Aufführung wie eine Theatervorstellung (Morgenthaler 1990, 81–84) wirken mögen.

Traum und Kunst stehen tatsächlich in einer komplexen Wechselbeziehung zueinander (Reicheneder 2016; Segal 2023). Träumen wie auch die Kunst schöpfen aus dem Unbewussten und schaffen Neues. Fantasy-Filme wie beispielsweise *Avatar*, *Harry Potter* und ähnliche Kassenschlager (Laszig 2013) zeigen in einer Art von filmisch ausgeformten Tagträumen, wer die Darsteller in vorstellbarer, aber ungewöhnlicher Weise alles sein und was sie tun können, mit wundersamen Gestalten und Kräften – ähnlich auch in Comics oder in der Malerei in den Figuren des Fantastischen Realismus. Eine wunderbare Welt mit bis dahin ungekannten Möglichkeiten tut sich in solchen künstlerischen Darstellungen auf. Sie werden in der konkret wahrnehmbaren Ausgestaltung

zwar sekundärprozesshaft geschaffen, aber das ist der erzählte, weil in der Erzählung überarbeitete Traum auch. Das Schaffen von Neuem und Ungewohntem, das zum Beschauen und Nachdenken Anregende, diese auffallende Ähnlichkeit von künstlerischer Tätigkeit mit dem Traum und seinen schier unglaublichen Phantasmen des Selbst und der Identität ziehen in den Bann.

Anmerkungen

- 1 Zur besseren Lesbarkeit wird geschlechtsabstrahierend das generische Maskulinum verwendet.
- 2 Die Traumbeispiele sollen Illustrationen sein, nicht empirische Beweise, weswegen auf die Träumer, deren Assoziationen und Lebensumstände nicht eingegangen wird.

Literatur

- Abel, Thomas. 2023. *Handbuch der Objektbeziehungspsychologie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Abels, Heinz. 2010. *Identität*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Anzieu-Premmereur, Christine. 2013. »Über die Unfähigkeit zu träumen. Die Rolle des mütterlichen Containments in der Therapie eines Kindes mit Nachtangst«. *Kinderanalyse* 21 (3), 195–208. <https://doi.org/10.21706/ka-21-3-195>.
- Arnezeder, Christian. 2020. »Das Selbst in Psychologie und Psychoanalyse. Ein Überblick«. *Psychologie in Österreich* 40 (5): 346–350. <https://doi.org/10.23668/psycharchives.5359>.
- Arnezeder, Christian. 2021. »Das Finden und Schaffen von Bedeutung und Beziehung. Traumdeuten für Psychologen«. *Psychologie in Österreich* 41 (5): 382–388. <https://doi.org/10.23668/psycharchives.5574>.
- Boag, Simon. 2006. »Freudian Dream Theory, Dream Bizarreness, and the Disguise-Censor Controversy«. *Neuropsychanalysis* 8 (1): 5–17. <https://doi.org/10.1080/15294145.2006.10773503>.
- Bohleber, Werner. 1999. »Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Identität«. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse* 53 (6): 507–529. <https://doi.org/10.21706/ps-53-6-507>.
- Bollas, Christopher. 2012. *Der Schatten des Objekts: Das ungedachte Bekannte: Zur Psychoanalyse der frühen Entwicklung*. 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bruner, Jerome S. 1999. »Self-Making and World-Making. Wie das Selbst und seine Welt autobiographisch hergestellt werden«. *Journal für Psychologie* 7 (1), 11–21.
- Erikson, Erik H. 1956. »Das Problem der Identität«. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse* 10 (1), 114–176.
- Fairbairn, William R. D. 2000. *Das Selbst und die inneren Objektbeziehungen: Eine psychoanalytische Objektbeziehungstheorie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Fetscher, Ralf. 1983. »Selbst und Identität«. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse* 37 (5): 385–411.
- Freud, Sigmund. 1900a. *Die Traumdeutung*. In *GW II/III*
- Freud, Sigmund. 1923b. *Das Ich und das Es*. In *GW XIII*, 235–289.
- Gödde, Günter. 1999. *Traditionslinien des »Unbewußten«: Schopenhauer, Nietzsche, Freud*. Tübingen: Ed. Diskord.
- Grunert, Ursula. 1977. »Narzißtische Restitutionsversuche im Traum«. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse* 31 (12): 1057–1078.

- Grunert, Ursula. 1982. »Selbstdarstellung und Selbstentwicklung im manifesten Traum«. *Jahrbuch der Psychoanalyse* 14: 189–209.
- Hamburger, Andreas. 2017. »Beziehungsanalytische Traumdeutung«. *Journal für Psychoanalyse* 58: 7–28. <https://doi.org/10.18754/jfp.58.2>.
- Jacobson, Edith. 1973. *Das Selbst und die Welt der Objekte*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Jacob, Nora-Corina, Mosziek, Esther N. und Karl-Heinz Renner. 2017. »Die Quantifizierung des Selbst aus psychologischer Sicht«. *Medien & Erziehung* 61: 30–38.
- Jung, Carl G. 1921. *Psychologische Typen*. Zürich: Rascher & Cie.
- Kernberg, Otto F. 1989. *Objektbeziehungen und Praxis der Psychoanalyse*. 4. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Keupp, Heiner, Thomas Ahbe, Wolfgang Gmür, Renate Hofer, Beate Mitzscherlich, Wolfgang Kraus und Florian Straus. 2008. *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Klein, Melanie. 1932. *Die Psychoanalyse des Kindes*. Wien: Psychoanalytischer Verlag.
- Kohut, Heinz. 1981. *Die Heilung des Selbst*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Laszig, Parfen. 2013. *Blade Runner, Matrix und Avatare: Psychoanalytische Betrachtungen virtueller Wesen und Welten im Film*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Lobner, Hans. 1986. »Traum und Erinnerung«. *Sigmund Freud House Bulletin* 10 (S): 39–51.
- Lüder, Jenny. 2023. »Das optimierte, digitalisierte und identitätsflexible Selbst – Von modernen Herausforderungen und psychoanalytischen Möglichkeitsräumen«. *Journal für Psychoanalyse* 64: 51–66. <https://doi.org/10.18754/jfp.64.5>.
- Lüders, Wolfram. 1982. »Traum und Selbst«. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse* 36 (9): 813–829.
- Morgenthaler, Fritz. 1990. *Der Traum: Fragmente zur Theorie und Technik der Traumdeutung*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Reicheneder, Johann G. 2016. »Sigmund Freuds Traum von Irmas Injektion und seine Berührung mit der zeitgenössischen medizinischen Forschung«. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse* 70 (3): 251–282.
- Saad, Amit. 2020. »On the logic of the unconscious«. *The International Journal of Psychoanalysis* 101 (2), 239–256. <https://doi.org/10.1080/00207578.2020.1726713>.
- Segal, Hanna. 2023. *Traum, Phantasie und Kunst*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Strauß, Gerhard, und Gisela Zifonun. 2002. »Auf der Suche nach Identität«. In *Ansichten der deutschen Sprache*. In *Festschrift für Gerhard Stickel zum 65. Geburtstag*, hrsg. v. Ulrike Haß-Zumkehr, Werner Kallmeyer und Gisela Zifonun, 165–213. Tübingen: Narr.

Der Autor

Christian Arnezeder, Mag. Dr., arbeitet als klinischer Psychologe und Psychoanalytiker in eigener Praxis, Gerichtssachverständiger für klinische Psychologie, Psychotherapie und Berufskunde, Lehrtätigkeit an der Universität Salzburg für psychotherapeutische Diagnostik, Supervisor in psychosozialen Einrichtungen.

Kontakt: arnezeder@t-online.de

Traum narration und Ich-Identität

Anke Werani

Journal für Psychologie, 32(2), 23–41

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2024-2-23>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

In diesem Artikel geht es um die Frage, inwiefern Traum narrationen eine besondere Schlüsselfunktion bei der Entwicklung der Ich-Identität einnehmen. Die Beantwortung dieser Frage basiert zunächst auf der Verknüpfung von kulturhistorisch-psycholinguistischen und psychoanalytischen Perspektiven. Dann wird der Stellenwert von Narrationen für die Bildung der Ich-Identität erörtert. Dabei wird die Schnittstelle betont, die Narrationen sowohl zwischen äußeren, kommunikativen und inneren, an sich selbst gerichteten sprachlichen Prozessen als auch im Übergang von unbewussten zu bewussten Prozessen bilden. Anschließend werden Traum narrationen und ihr besonderer Zugang zum Unbewussten beleuchtet. In der Erörterung der Besonderheiten von Traum narrationen, Narrationen von tatsächlich Erlebtem und Narrationen von Gedanken wird ein Kontinuum von unterschiedlichen Narrationsqualitäten abgeleitet. Es wird deutlich, dass Traum narrationen durch ihren direkteren Bezug zum Unbewussten eine besondere Bedeutung für die Entwicklung der Ich-Identität erhalten.

Schlüsselwörter: Narration, Ich-Identität, Psycholinguistik, Psychoanalyse, sprachliche Tätigkeit

Dream narration and ego identity

This article examines the extent to which dream narratives have a special function in the formation of ego identity. The answer to this question is based on a connection of cultural-historical psycholinguistic and psychoanalytical perspectives. To begin with, the importance of narratives for the formation of ego identity is discussed by pointing out that narratives form an interface between external, communicative and internal, self-directed speech processes as well as in the transition from unconscious to conscious processes. Dream narration and their unique access to the unconscious are examined. The special nature of dream narration in relation to narratives of real experiences and narratives of thoughts result in a continuum of different narrative qualities. Dream narratives, due to their more direct access to the unconscious, have their own significance for the formation of ego identity.

Keywords: narration, ego identity, psycholinguistics, psychoanalysis, language activity

1 Einleitung

Für die Betrachtung von Traumnarrationen im Zusammenhang mit der Ich-Identität wird im Folgenden eine Verknüpfung zwischen kulturhistorischer Psycholinguistik und Psychoanalyse hergestellt. Vorgeschlagen wird eine zusammenhängende Interpretation dieser spezifischen Sichtweisen beider Disziplinen. Denn es können, mit dem zeitlichen Abstand und der Abstraktion ideologischer Erwartungen der jeweiligen Entstehungsgeschichten, in der Essenz beider Disziplinen durchaus Parallelen bemerkt werden. Im Fokus stehen die Grundlegungen der Psychoanalyse durch Freud (1900/2022) und des kulturhistorischen Ansatzes durch Vygotskij (1934/2002). Mit dem Wissen aus beiden Disziplinen soll der Zusammenhang zwischen der Rolle der sprachlichen Tätigkeit in Traumnarrationen und der Ich-Identitätsbildung gewinnbringend vertieft werden. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass Narrationen einen wesentlichen Beitrag zur Ich-Identitätsbildung leisten (Werani 2023). Einleitend werden nun zunächst die zentral verwendeten Begrifflichkeiten *psychisch/psychophysisch*, *unbewusst* und *bewusst* erörtert, um Gemeinsamkeiten beider Disziplinen herauszuarbeiten.

Mit dem *psychophysischen Problem* setzt sich Vygotskij (1930/1997) im Rahmen der Grundlegung einer dialektischen Psychologie auseinander, indem er die psychologischen Sachverhalte »Psyche, Bewusstsein und Unbewusstes« diskutiert. Als Grundlage seiner dialektischen Psychologie definiert er schlussendlich die psychophysische Einheit als Analyseeinheit für höhere psychische Prozesse. Physische und psychische Prozesse werden dabei nicht als identisch, sondern als integrale Prozesse betrachtet (vgl. Keiler 2015). Das bedeutet, dass psychische Prozesse immer auch mit physischen Prozessen verknüpft sind. Diese Auffassung einer psychophysischen Einheit findet sich auch bei Freud, der den Zusammenhang von Leib und Seele in dem Schnittpunkt von leiblichem und sozialem Verhalten sieht. In der Fortführung der Überlegungen von Freud schreibt Hamburger (1998, 230): »Der Psychoanalyse geht es um intime Beziehungsfiguren, die sowohl gesellschaftlicher als [auch] leiblicher Natur sind. Ihr Erkenntnisgegenstand könnte daher sowohl Gegenstand der Neurologie wie der Soziologie sein.«

Es ist fraglich, ob Vygotskij (1934/2002) Freud zurecht hinsichtlich seiner Auffassung vom Psychischen kritisiert hat, denn auch bei Freud zeigt sich, dass psychische Prozesse eng mit dem Leib verbunden sind. Freud verfolgt also *nicht* den von Vygotskij unterstellten materialistischen Ausgangspunkt, sondern setzt psychische Prozesse in Bezug zu sozialen Beziehungsstrukturen. Auch Lorenzer (1986, 2002) versteht Freuds Psychoanalyse so, dass sie sowohl die Leiblichkeit als auch die Verankerung in soziokulturellen Prozessen berücksichtigt. Damit erhält das Leibliche auch eine soziale Dimension und die Untersuchung psychischer Prozesse umfasst sowohl psychologische als auch soziologische Perspektiven. Es folgt daraus, dass alle psychischen Aspekte untrennbar mit physischen Aspekten verbunden sind, was also durchaus als Paral-

lele zwischen Freud und Vygotskij interpretiert werden kann. Der Begriff *psychisch* kann demnach als Verweis auf die psychophysische Einheit verstanden werden. In der kulturhistorisch fundierten Psycholinguistik wird diese Auffassung übernommen und sprachliche Tätigkeit ebenfalls als ein psychophysischer Vorgang betrachtet, der im sozialen Kontext eingebettet ist und Körperlichkeit selbstverständlich in jede Betrachtung einbezieht (Werani 2011). Vygotskij (1931/1987) geht davon aus, dass alle höheren psychischen Funktionen ursprünglich reale Beziehungen zwischen Menschen sind, die dann durch individuelle Anpassung zu ganz persönlichen Verhaltens- und Denkformen der Persönlichkeit werden. Diese individuelle Anpassung erfolgt maßgeblich durch sprachliche Tätigkeit, die ihren Ursprung in sozialer Interaktion hat und somit gesellschaftlich gebunden ist.

Die Begriffe *Unbewusstes* und *Bewusstes* gehören seit der Begründung der Psychoanalyse zur grundsätzlichen Unterteilung des Psychischen (Freud 1923/1940). Das *Unbewusste* ist dabei eine Qualität des Psychischen, ebenso wie das Bewusstsein, und wird von Freud als das Fundament der gesamten Seelentätigkeit angesehen (Lorenzer 2002). Die Auseinandersetzung mit dem Unbewussten ist daher ein zentrales Thema der klassischen Psychoanalyse. Auch Vygotskij (1930/1997) vertritt aus seiner dialektischen Perspektive die Auffassung, dass die Betrachtung des bewussten Anteils des Psychischen nicht vollständig ist, und er geht ebenfalls davon aus, dass das psychologisch Unbewusste ein Teil des Psychischen ist. Er pointiert dies mit der Aussage: »the unconscious is the potentially conscious« (op. cit., 119). Beide Ansätze, sowohl von Freud als auch von Vygotskij, betrachten das Unbewusste als Motor aller psychophysischer Tätigkeit.

Hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen sprachlicher Tätigkeit und dem Unbewussten gibt es unterschiedliche Auffassungen. Lorenzer (2002, 82) geht beispielsweise davon aus, dass das Unbewusste nicht an das System Sprache gebunden ist, es sich vielmehr um ein »sprachloses Sinnsystem« handelt. Im Gegensatz dazu vertritt Lacan (1978, 26) die Ansicht, dass »das Unbewusste strukturiert [ist] wie eine Sprache«. Mit den modernen Ansätzen der Psychoanalyse verschiebt sich das Interesse von der Triebhaftigkeit des Menschen hin zum Bewusstsein und damit zur Ich-Funktion. Lorenzer (1986) weist darauf hin, dass für diese Verschiebung die Rolle der Sprache bei der Betrachtung von Bewusstseinsprozessen wesentlich mitverantwortlich ist.

In der Definition von *Bewusstsein* betont Vygotskij (1934/2002) zunächst die organisierende Eigenschaft und verweist auf die zwei ineinandergreifenden Subkomponenten des Bewusstseins: *Intellekt* und *Affekt*. Vygotskij widmete sich intensiv der intellektuellen Seite des Bewusstseins, indem er sich mit Aspekten des Gedächtnisses, der Aufmerksamkeit, des Denkens und der Wahrnehmung beschäftigte. Der Affekt, als maßgeblich motivationale Kraft des Bewusstseins, wird von ihm nur in Ansätzen skizziert (Vygotskij 1996). Vygotskij (1930/1985) legt das Prinzip dar, dass es sich beim

Bewusstsein um eine dynamische Organisation handelt, die durch ständige Umformungen und gegenseitige Beeinflussungen charakterisiert ist. Freud (1923/1940) stellt das Bewusstsein als die Oberfläche des *seelischen Apparates* dar und weist ihm sowohl kontrollierende als auch entlastende Funktionen zu. Er unterscheidet zwischen dem latenten, bewusstsensfähigen Unbewussten (dem Vorbewussten) und dem tieferliegenden Unbewussten, das vor allem mit Bildern in Verbindung steht und in weiten Teilen unerkannt bleibt. Freud (1920/1940) fasst dieses Verhältnis zwischen unbewussten und bewussten Vorgängen in der Unterscheidung von Primär- und Sekundärvorgängen zusammen. Primärvorgänge betreffen die Prozesse im Unbewussten, während Sekundärvorgänge alle bewussten psychischen Prozesse im Wachleben umfassen. Somit lassen sich auch bei der Betrachtung des Bewusstseins Parallelen zwischen den Perspektiven von Vygotskij und Freud erkennen.

Die *sprachliche Tätigkeit* kann als eine Vermittlerin zwischen den Instanzen Unbewusstes und Bewusstsein betrachtet werden. Zunächst bezieht sich dieser Übergang auf Narrationen im Allgemeinen, wobei vor allem Wachnarrationen assoziiert werden. Im Hinblick auf das Unbewusste ist es jedoch aufschlussreich, Traumnarrationen hervorzuheben, da der Traum seit Freud (1900/2022) als *via regia* zum Unbewussten gilt. Traumnarrationen werden also wesentlich mehr unbewusste Anteile zugesprochen als Wachnarrationen. Da Narrationen auch an der Ich-Identitätsbildung beteiligt sind, wird im Folgenden der Frage nachgegangen, inwiefern Traumnarrationen eine besondere Schlüsselfunktion bei der Ausbildung von Ich-Identität haben. Zur Untersuchung dieser Fragestellung wird zunächst die Schnittstelle sprachlicher Tätigkeit dargelegt, insbesondere die Übergänge zwischen Unbewusstem und Bewusstem, da in der kulturhistorischen Psycholinguistik davon ausgegangen wird, dass sprachliche Tätigkeit das zentrale Mittel der Bewusstseinsbildung ist. Dazu kommt, dass es sich auch um eine Schnittstelle zwischen außen und innen handelt, also um Übergänge zwischen kommunikativ geteilten sprachlichen Prozessen und auf sich selbst projizierten sprachlichen Prozessen. Außerdem werden Funktionen von Narrationen als Aspekt sprachlicher Tätigkeit für die Ich-Identitätsbildung diskutiert. Daran anschließend wird auf die Lebensform von Träumen und die Konstruktion von Traumnarrationen eingegangen. Der Traum gilt als spezifischer Zugang zum Unbewussten und die Traumnarration entsprechend auch. Abschließend wird die Rolle der Traumnarrationen für die Traumarbeit und schlussendlich für die Bildung der Ich-Identität thematisiert.

2 Narration und Ich-Identität

Bereits ein allgemeiner Blick auf *Narrationen*, insbesondere auf Erzählpraktiken und die Fähigkeit, erzählen zu können, zeigt, dass sie zentrale Bausteine menschlicher Lebens-

welten sind. Individuen werden von Anfang an in eine Erzählwelt hineingeboren und Narrationen stellen eine Möglichkeit dar, dass Individuen ihre subjektiven Wirklichkeiten ausdrücken und teilen können. Durch Narrationen wird Wirklichkeit konstruiert, die insbesondere aus sogenannten Kernnarrationen besteht (Keupp et al. 1999). Auf diese Weise erhält ein Individuum die Möglichkeit, die eigene *Ich-Identität* darzustellen und damit auch herzustellen.

In der Konstruktion narrativer Identitäten ist die sprachliche Tätigkeit wie selbstverständlich an der Bildung der Ich-Identität beteiligt (Werani 2023). Ein wesentlicher Aspekt ist die Distanz zwischen dem tatsächlich Erlebten und dem Erzählten, wodurch es auch zum Verlust der Unmittelbarkeit kommt. Das erlebte Ereignis und das erinnernde Erzählen finden zu unterschiedlichen Zeitpunkten statt, was zu einer *Verdopplung des Ich* führt (Lucius-Hoene und Deppenmann 2004). Das erzählende Ich hat dabei stets eine andere Erkenntnisperspektive als das erzählte Ich, vor allem da es das Ende der Geschichte bereits kennt. Im Erzählen sind Aspekte der Konkretisierung und Bedeutungszuweisung entscheidend für die Konstruktion der Narration. Die Narration bildet das Erlebte nicht 1:1 ab, sondern stellt eine Abstraktion im Symbolraum dar, die eine je spezifische Sicht auf ein Ereignis zeigt. Narrationen sind daher keine exakten Reproduktionen von Erlebnissen, sondern präsentieren selektive Interpretationen, da je nach Konstruktion unterschiedliche Bedeutungszuweisungen erfolgen, je nachdem, welche Aspekte eines Erlebnisses ausgewählt und formuliert werden. Ein weiteres relevantes Kriterium für Narrationen ist das *Ungewöhnlichkeitskriterium*, das den Grund für Erzählanlässe angibt. Die Fähigkeit zum Perspektivwechsel und die Einschätzung, welche Erzählungen für das Gegenüber von Interesse und Relevanz sein könnten, spielen dabei eine große Rolle. Dies verdeutlicht die Funktion der Adressierung des anderen als Fundament der Narration. Auch Hamburger (1998) betont beim Erzählen das Beziehungsgeschehen und die Bereitschaft, sich auf eine Geschichte einzulassen.

Bei der Betrachtung von Narrationen als Bausteinen kulturspezifischer Erinnerungs- und Erzählgemeinschaften spielen die Übergänge von *äußeren* und *inneren* Prozessen eine wichtige Rolle (Bachtin 1979; Vygotskij 1934/2002; Werani 2023). Der sprachlichen Tätigkeit und somit auch den Narrationen werden zwei grundlegende Funktionen zugeordnet (Vygotskij 1934/2002). In ihrer soziologischen Dimension dient die sprachliche Tätigkeit der Kommunikation (erste Funktion), in ihrer psychologischen Dimension dient sie der Bildung und Vermittlung höherer psychischer Funktionen (zweite Funktion). Das bedeutet, sprachliche Tätigkeit richtet sich einerseits intersubjektiv auf andere Individuen und andererseits intrasubjektiv auf den Sprechenden selbst. Narrationen tragen also dazu bei, Erlebtes sprachlich mitteilbar zu machen, indem es kommuniziert wird, und auch über Erlebtes und Erfahrungen zu reflektieren (Werani 2011, 2023). Ein wichtiger Aspekt des Übergangs von innen

nach außen ist das innere Sprechen. Es markiert einen eigenen Zwischenbereich, da es seiner Struktur nach simultaner und wahrscheinlich auch bildhafter angelegt ist als das geäußerte Sprechen, das in seiner Struktur linear und symbolhaft-abstrakt ist (Werani 2011). Das innere Sprechen zeigt somit ein Kontinuum zwischen Gedanklichem und Gesprochenem. Werden Denken und Sprechen ins Verhältnis zum Bewusstsein gesetzt, dann besteht nach Vygotskij (1934/2002) das erste Problem, oder gar der gravierendste Fehler der traditionellen Psychologie, in der Trennung von Intellekt und Affekt.

»Wer das Denken von vornherein vom Affekt trennt, versperrt sich für immer den Weg zur Erklärung der Ursachen des Denkens, denn eine Analyse der das Denken determinierenden Faktoren setzt notwendigerweise die Aufdeckung der treibenden Motive des Denkens, der Bedürfnisse und Interessen, der Strebungen und Tendenzen voraus, die das Denken in diese oder jene Richtung lenken« (Vygotskij 1934/2002, 54).

Werden Intellekt und Affekt dennoch getrennt, ist es nach Vygotskij nicht möglich, Wechselwirkungen zwischen dem Denken und der affektiv-volitiven Seite zu betrachten, da »jede Idee in verarbeiteter Form eine affektive Beziehung zur Wirklichkeit [enthält]« (op. cit., 55). Deutlich wird hier, dass Emotionen in der Theoriebildung von Anfang an mitberücksichtigt werden, lange vor der emotiven Wende in den 1990er Jahren (Damasio 2006). Das Einbeziehen des Affektes ist auch relevant, wenn zusätzlich zu der Schnittstelle zwischen innen und außen auch jene zwischen unbewussten und bewussten Vorgängen betrachtet wird (Vygotskij 1934/2002; Werani 2011).

Die sprachliche Tätigkeit als Schnittstelle zwischen *unbewussten* und *bewussten* Prozessen findet sich bei Freud (1923/1940) im Konzept des *Vorbewussten*. Dem Vorbewussten weist er die Verbindung mit der *Wortvorstellung* zu. Wortvorstellungen zählen für ihn auch zu den Erinnerungsresten, die ursprünglich in der Wahrnehmung vorkommen und, wie alle Erinnerungsreste, wieder bewusst gemacht werden können. Diese Wortvorstellungen stammen nach Freud aus akustischen Wahrnehmungen, wobei er optische Wortvorstellungen und Aspekte der Gebärdensprache als sekundär vernachlässigt. Somit stellt die Wortvorstellung den Erinnerungsrest eines gehörten Wortes dar. Durch die Wortvorstellungen werden innere Denkvorgänge zu bewussten Wahrnehmungen transformiert. Diese Wahrnehmungen in ihrer Gesamtheit, insbesondere auch die Sinneswahrnehmungen, bilden die Ausgangspunkte für das Bewusstsein. Freud zufolge lässt sich die Frage, wie etwas bewusst oder vorbewusst wird, also dahingehend beantworten, dass dies geschieht, wenn Wahrnehmungen mit entsprechenden Wortvorstellungen verknüpft werden. Die Wahrnehmung bzw. das Wahrnehmungssystem fungiert daher als zentrales Verbindungsglied zwischen unbewussten und bewussten Prozessen. Dies betrifft gleichermaßen äußere und innere Wahrnehmungen, sodass auch

innere Denkvorgänge durch Wortvorstellungen zu inneren Wahrnehmungen werden und diese damit ebenfalls bewusst werden. Eine Sonderstellung nehmen die Empfindungen ein, die sowohl unbewusst als auch bewusst sein können. Es ist nicht zwingend erforderlich, dass eine Wortvorstellung existiert, um sich Empfindungen bewusst zu sein, da auch Empfindungen ohne Benennung bewusst wahrgenommen werden können.

Verbindungen mit Wortvorstellungen finden sich auch bei Vygotskij (1934/2002). Da es seiner Auffassung nach keine Möglichkeit gibt, das Bewusstsein in seiner Allgemeinheit zu erforschen, machte er sich auf die Suche nach einer kleineren Analyseeinheit und schlug die *Wortbedeutung* hierfür vor. Er kommt zu dem Schluss, dass die Wortbedeutung ein zentraler Bestandteil des Mikrokosmos des Bewusstseins ist und einen Übergang vom Unbewussten zum Bewussten darstellt. Vygotskij formuliert es metaphorisch folgendermaßen:

»Das Bewusstsein spiegelt sich im Wort wider wie die Sonne in einem kleinen Wassertropfen. Das Wort verhält sich zum Bewusstsein wie eine kleine Welt zur großen, wie die lebendige Zelle zum Organismus, wie das Atom zum Kosmos. Es ist eine kleine Bewusstseinswelt. Das sinnerfüllte Wort ist der Mikrokosmos des menschlichen Bewusstseins« (Vygotskij 1934/2002, 467).

Dieses Zitat verdeutlicht, dass das Wort, bzw. die sprachliche Tätigkeit allgemein, für das Bewusstsein unerlässlich ist und zugleich, dass es in seiner Abstraktion wesentlich weniger abbildet, als tatsächlich erlebt wird. Leont'ev (1977/2012, 117) weist auf dieses Phänomen hin, wenn er schreibt: »Die realisierte Tätigkeit ist reicher, wahrer als das sie vorwegnehmende Bewusstsein.« Und auch Wertsch (1996, 236) betont, dass die Wortbedeutung zwar für die »semiotische Vermittlung des menschlichen Bewusstseins« notwendig ist, jedoch für die Analyse des menschlichen Bewusstseins insgesamt nicht ausreicht. Er geht davon aus, dass genau in dieser semiotischen Vermittlung die Diskrepanz zwischen dem Erleben und der sprachlichen Darstellbarkeit entsteht.

Diese Abstraktion durch Sprache im Blick behaltend, beschreibt Vygotskij (1934/2002), dass *Gedanken* aus der Motivationsphäre unseres Bewusstseins entstehen. Da er auch Triebe und Bedürfnisse, Interessen und Strebungen, Affekte und Emotionen berücksichtigt, kann davon ausgegangen werden, dass nicht nur bewusste, sondern auch unbewusste Anteile daran beteiligt sind. Dieser umfassenderen Vorstellung entspricht der *Sinn* einer Äußerung, während die sprachliche Formulierung die (*Wort-*)*Bedeutung* trägt. Der Sinn einer sprachlichen Tätigkeit geht somit über die Bedeutung der Wortformen hinaus und schließt Aspekte des subjektiven Gebrauchs in den jeweiligen Kontexten mit ein.

Die sprachliche Tätigkeit ermöglicht folglich verkürzt gesagt die Bewusstwerdung von Gedanken, indem Sinn und Bedeutung der Gedanken in sprachlicher Tätigkeit

entfaltet werden. Ein Gedanke kann auch erst dann reflektiert werden, wenn er materialisiert und dadurch stabilisiert ist (Werani 2011). Jedoch kann nicht zwangsläufig alles in Worte gefasst werden, was gemeint ist. Der Gedanke bleibt somit immer etwas Größeres und Umfassenderes als das Wort, doch vollzieht sich der Gedanke im Wort. Die sprachliche Tätigkeit dient dabei nicht nur dem Ausdruck von Gedanken, sondern ebenso deren Formung.

Interessant an der Betrachtung der *Wortbedeutung* ist ferner, dass diese zugleich ein sprachliches und ein intellektuelles Phänomen ist (Vygotskij 1934/2002, 389). Die Wortbedeutung stellt somit neben dem Übergang vom Unbewussten zum Bewussten auch den Übergang vom Denken zum Sprechen dar. »Denken und Sprechen erweisen sich somit als Schlüssel zum Verständnis der Natur des menschlichen Bewusstseins« (Vygotskij 1934/2002, 467). Zudem ist die Wortbedeutung ein individuelles Phänomen, da sie nur im Bewusstsein des Einzelnen zu finden ist (Friedrich 1993). Die Wortbedeutung betont damit bereits den subjektiven Charakter von Verstehensprozessen, der in der Konstruktion des Sinns noch ausgeprägt wird. Es zeigt sich in den Überlegungen zur Wortvorstellung und Wortbedeutung, dass es mit der sprachlichen Tätigkeit möglich ist, Unbewusstes ins Bewusstsein zu heben.

Prägnant kann mit Vygotskij (1934/2002, 459) zusammengefasst werden: »Was im Denken simultan existiert, entfaltet sich beim Sprechen sukzessive.« Deutlich wird folglich, dass es sich bei Narrationen um eine Übersetzung von sinnlich-bildhaften Wahrnehmungen handelt, die mehr oder weniger gut in symbolisch-abstrakte Formungen überführt werden können. Das Erleben ist stets reicher als die Narration, da diese immer eine Abstraktion darstellt. Folglich ist die Narration des tatsächlich Erlebten ärmer als das Wahrnehmen und Erleben selbst. Vor allem beim emotionalen Erleben wird deutlich, dass dieses stets reicher ist und durch Narrationen nicht vollständig abgebildet werden kann. Insbesondere stellt sich die Frage, inwieweit sprachlich tatsächlich mitgeteilt werden kann, was emotional erlebt wird. Die Wichtigkeit der Narration vertritt auch Hamburger (1998, 233), der sich ebenfalls an einem Brückenschlag zwischen Psychoanalyse und psycholinguistischen Aspekten versucht, indem er annimmt, »daß [sich] das Denken, bewußt oder nicht, in Form einer fortwährenden Erzählung abspielt«. Im Rahmen der Untersuchung von Narrationen sind es vor allem (bewusste) Wachzustände, die betrachtet werden, wenn Gedanken entfaltet werden.

Es lässt sich festhalten, dass Narrationen vier Differenzierungen an der Schnittstelle der sprachlichen Tätigkeit implizieren: äußere kommunikative und innere kognitive Prozesse sowie Unbewusstes und Bewusstsein. Auch wenn eine Distanz zwischen tatsächlich Erlebtem und der sprachlichen Transformation besteht, bieten Narrationen einen zentralen Ausgangspunkt, um einen gemeinsamen Austausch von Erlebtem überhaupt zu ermöglichen. Durch sprachliche Tätigkeit wird Wirklichkeit konstruiert, die

als reales Konstrukt angesehen werden kann. Da es nicht möglich ist, Realität exakt abzubilden, bleibt mit der subjektiven Komponente des Erzählens auch immer ein Teil Fiktion enthalten.

Im Sinne der kulturhistorischen Tradition wird die Ausbildung der *Ich-Identität* als dynamische Bewegung aufgefasst, sodass sowohl die Struktur als auch die Dynamik und Formung der Persönlichkeit in den Blick genommen werden (Leont'ev 1977/2012; Vygotskij 1931/1987; Chaiklin 2001; Werani 2023). Es wird angenommen, dass sich die Persönlichkeit bzw. Ich-Identität durch die Tätigkeit in sozialen Beziehungen herausbildet. Es handelt sich somit nicht um eine Zuschreibung von Attributen, wie es beispielsweise in Strukturmodellen üblich ist, sondern um eine Sammlung von Tätigkeiten, wodurch der Bewegungsaspekt betont wird. Die Ich-Identität wird aufgrund der Bewegung zu einer *offenen Form* (Werani 2023). Angenommen wird hier natürlich auch, dass die Persönlichkeit originär sozialer Natur ist und sich die Ich-Funktion im Laufe der Entwicklung im Individuum verankert. Das Selbsterkennen ist die Voraussetzung für die Verankerung des Ich und für die Bildung der Ich-Identität. Aspekte des Selbsterkennens als Grundlage der Ich-Funktion finden sich beispielsweise bei Mead (1934/1968), Erikson (1973) und Lacan (1949/1991). Auch Vygotskij (1925/1985) geht davon aus, dass wir uns selbst nur deshalb erkennen, weil wir andere erkennen. Mit dem Selbsterkennen geht die Selbstverständigung einher, sodass auch hier deutlich wird, dass sprachliche Tätigkeit eine wichtige Rolle spielt. Sprachliche Tätigkeit ist neben der Darstellung und Herstellung von Ich-Identität auch für die Reflexion der Ich-Identität von großer Bedeutung. Das heißt, sie ist einerseits Ausdrucksmittel (Bühler 1933) zur Darstellung der Identität und andererseits auch ihr Reflexionsmittel (Vygotskij 1934/2002). Die Betrachtung und Analyse von Narrationen legt stets soziale und psychologische Aspekte offen (Straub 2020; Lucius-Hoene 2010). Narrationen sind somit sozial verankert (Keupp et al. 1999) und sie bleiben es auch, wenn die Narrationsprozesse interiorisiert sind (Vygotskij 1934/2002; Werani 2011). Folglich schafft die sprachliche Tätigkeit Kommunikations-, Kognitions- und Individuationsräume. Sprache ist damit »nicht nur ein Mittel, andere zu verstehen, sondern auch eines, sich selbst zu verstehen« (Vygotskij 1930/1985, 328).

In der Dynamik und Formung der Ich-Identität ist die sprachliche Tätigkeit zentral verankert, und im Rahmen dieser Idee der Bewegung kann die narrative Identität als Gestaltungsmoment der Ich-Identität angesehen werden. Durch Narrationen wird die narrative Identität dargestellt und hergestellt und ist somit das Ergebnis erzählender Identitätsarbeit, die konstruierte Lebensgeschichten umfasst. Diese Konstruktionen von subjektiv Erlebtem müssen nicht zwangsläufig dem Geschehen entsprechen (McAdams und McLean 2013), und es spielt auch keine Rolle, ob diese Narrationen wahr oder falsch sind (Ricoeur 1987, 2007). Im Umkehrschluss bildet sich die Ich-Iden-

tität aus Narrationen, die sowohl von unbewussten und bewussten als auch innerlichen und äußerlichen Prozessen beeinflusst werden.

3 Traum und Traumnarration

Was 1900 mit Freuds *Traumdeutung* bahnbrechend für das Verständnis des Unbewussten war, gilt zwar als empirisch belegt, doch der Traum bleibt bis heute ein schillerndes Phänomen (Schredl 1999; Roesler 2022). Freud (1900/2022) bezeichnet den *Traum* als »Wächter des Schlafes«, weil Gedankeninhalte im Traum in Formen erscheinen, die das Individuum nicht ständig aufwachen lassen. Folglich werden Prozesse des Unbewussten im Schlaf durch Träume aufrechterhalten. Dies bedeutet einerseits, dass der Traum einen besonderen Zugang zum Unbewussten ermöglicht, und andererseits, dass das Träumen auch eine Form des Denkens darstellt.

Freud setzt den Traum sogar mit einem Gedanken gleich, der durch das Unbewusste verstärkt wird, weil die Zensur im Traum nachlässt (Angeloch 2020, 81f.). In Bezug auf das Unbewusste bezeichnet Freud den Traum als den Königsweg zum Unbewussten. Dabei interessierte ihn vor allem der latente Trauminhalt, also der Inhalt, der dem Traum zugrunde liegt, und weniger der manifeste Trauminhalt in Form des beobachtbaren Phänomens. Der Traum stellt somit ein Mittel dar, um Zugang zum Unbewussten – dem psychischen Apparat – zu erhalten. Neben dem Traum sah Freud auch den Witz und die Fehlleistungen als Zugänge zum Unbewussten an.

Wird davon ausgegangen, dass der Traum einem Gedanken entspricht (Freud 1900/2022; Roesler 2022), können, was den Gedankeninhalt betrifft, sowohl Unterschiede als auch Ähnlichkeiten beim Denken im Traum und im Wachzustand festgestellt werden. Im Traum handelt es sich um (unbewusste) Interaktionsformen mit dem Individuum selbst, die in quasi sinnlich-unmittelbarer Erfahrung erlebt werden. Im Wachzustand kommen bei Erzählung oder Verschriftlichung des Traums sprachsymbolische Interaktionsformen dazu (Lorenzer 1986). Die Übersetzung eines sinnlich-unmittelbaren Traumerlebnisses erfolgt also mittels sprachsymbolischer Interaktionen, wodurch der Traum wie ein beliebiger Gedanke in eine Narration übersetzt werden kann.

Interessant ist der Aspekt der *Verdopplung des Ich im Traum*, mit der sich Delboeuf befasst (Chitussi 2016). Delboeuf definiert die Verdopplung des Ich im Traum als »Phänomen, bei dem man seine eigenen Ideen und Gefühle einer anderen Person zuschreibt« (op. cit., 100f.). Beispiele hierfür sind Träume, in denen der Träumer gleichzeitig fähig und unfähig ist, etwas zu tun, etwa einen Satz in eine bestimmte, dem Träumer jedoch unbekannt, Sprache zu übersetzen. Chitussi fasst diesen Sachverhalt folgendermaßen zusammen: »Und dennoch steht das Ich, das sich beim Träumen

verdoppelt und ein Drama mit verschiedenen Personen erschafft, im Wachzustand im Dialog mit sich selbst« (op. cit., 106). Manchmal vervielfacht sich das Ich also sogar, indem es sich auf mehrere Personen im Traum aufteilt. Während im Wachzustand ein Dialog zwischen mehreren Individuen stattfindet, wird dieser im Traum in ein Drama umgewandelt und somit durch die sprachliche Tätigkeit ein Selbstbezug hergestellt.

»Der Bezug zum Therapeuten hat kein anderes Ziel als das innere Drama aufzuwecken, sodass das Subjekt fähig wird, dieses zu kontrollieren. [...] Das Interesse, das Delboeuf für das Spiel der Persönlichkeit in Träumen gezeigt hatte, führte zwangsläufig zu einer intersubjektiven Sicht auf das Bewusstsein« (Chitussi 2016, 110).

Es zeigt sich also, dass sich im Unbewussten oder im Übertritt zum Unbewussten dieselben dialogischen Strukturen offenbaren wie im bewussten Zustand. Es kann spekuliert werden, dass die Nähe zu sinnlich-bildhaften Elementen des Unbewussten eine andere Darstellungsform erlaubt, als dies im bewussten Wachzustand möglich ist. Somit zeigt sich auch im Traum ganz selbstverständlich die dialogische Grundstruktur, die in der kulturhistorischen Psycholinguistik als Ausgangspunkt formuliert wird. Mit Blick auf die Traumnarration ist der Aspekt der Verdopplung des Ich im Traum besonders interessant, da auch in der Narration eine Verdopplung in dem Sinne vorkommt, dass eine Distanz zwischen dem erzählten und dem erzählenden Ich besteht (Lucius-Hoene und Deppermann 2004).

Der Ausgangspunkt für eine *Traumnarration* ist, dass der Traum überhaupt erinnert wird (Freud 1900/2022), d. h., die Erinnerung als Gedächtnisleistung ist für die Rekonstruktion von Träumen unerlässlich, um diese dann in eine Narration zu übersetzen. Zadra und Stickgold (2021) postulieren in ihrem Modell der Traumfunktion, dass das schlafende Gehirn träumen muss, um Gedächtnisbildung überhaupt zu ermöglichen. Nach dem Erwachen ist der Traum oft flüchtig und paradoxerweise wird der Erzählprozess benötigt, um die Erinnerung zu festigen. Hamburger (1998) fasst das Traumdenken als inneres Erzählen auf und schreibt dazu: »Der Protagonist der Traumerzählung ist das Selbst des Träumers, das sich durch das Feld seiner Selbst- und Objektrepräsentanz fabuliert und sich in dieser fortlaufend, ununterbrochen gemurmelten Erzählung erst konstituiert« (op. cit., 233).

Hamburgers Gedächtnismodell zeigt Parallelen zum kulturhistorischen Ansatz. So geht Hamburger davon aus, dass das Gedächtnis in der Interaktion mit anderen erworben wird, was der grundlegenden Prämisse des kulturhistorischen Ansatzes entspricht, dass sich höhere Verhaltensformen, einschließlich aller psychischen Funktionen, aus sozialen, kollektiven Verhaltensformen entwickeln (Vygotskij 1931/1987). Diese Verhaltensformen werden anschließend verinnerlicht, was auch Hamburger in seinem Gedächtnismodell annimmt. Seiner Auffassung nach entfaltet sich das *Selbst* in

simulierten Interaktionssequenzen, wobei innere Erzählungen von Bedeutung sind. Die Relevanz der Interiorisierung sprachlicher Tätigkeit ist ebenfalls in der kulturhistorischen Tradition grundlegend, da interpsychische kommunikative Prozesse maßgeblich zur Ausbildung psychischer Prozesse beitragen (vgl. Werani 2011, 2023).

Es ist folglich zu betrachten, wie der *Prozess der Übersetzung in Sprache* vollzogen wird, d. h., wie werden erlebte Ereignisse, Träume und Gedanken in Sprache mitteilbar gemacht, wie werden unbewusste Aspekte ins Bewusstsein gehoben, denn in allen drei Fällen wird subjektives Erleben mitteilbar gemacht. Das reale körperliche Erleben ist am reichhaltigsten in all seinen Wahrnehmungen einzustufen, gefolgt von Traumerleben, das über eine lebendige Bildsprache verfügt und eine Illusion des Erlebens simuliert, und schließlich der Gedanke, der eine höhere Abstraktionsstufe aufweist. In allen drei Fällen ist eine Übersetzungsarbeit mittels sprachlicher Tätigkeit erforderlich, um das Erlebte, den Traum und die Gedanken mitteilbar zu machen (s. Abbildung 1).

Beim *Erzählen eines Erlebnisses* steht die Materialisierung eines tatsächlich erlebten Ereignisses im Mittelpunkt, wobei es vor allem darum geht, die Distanz zwischen Erlebtem und Erzählten zu überwinden. Die Verdopplung des Ich entsteht, da das Erleben und das Erzählen zu unterschiedlichen Zeitpunkten stattfinden (Lucius-Hoene und Deppermann 2004). Der Erzählplot des Erlebten erhält je nach zeitlicher Distanz und Kontext eine andere Segmentierung, Linearisierung und Bedeutungszuweisung, was zu einer anderen Erzählform führt (Werani 2023). Die sprachliche Darstellung des Erlebten stellt durch den Verlust der Unmittelbarkeit in jedem Fall eine Abstraktion dar.

Die *Traumnarration* ist eine Form der Materialisierung von Unbewusstem, es geht also darum, wie diese unbewussten, auf eine Art simulierten sinnlich-bildhaften Erlebnisse in Narrationen übersetzt werden (Freud 1933). Dabei steht die Übersetzung der mächtigen Bildsprache der Träume in Worte im Mittelpunkt, indem das bildhafte Material aus dem Traum durch die sprachliche Transformation sequenziert wird. Insbesondere die Fiktion im Traum und die »Gewitztheit der Traumlogik« (Freud 1900/2022, 303) werden als Traumnarration in eine reale Erzählung überführt. Auch hier kommt es zu einem Verlust der Unmittelbarkeit durch sprachliche Abstraktion, was Boothe (2021) mit einem Ringen um Worte beschreibt, das notwendig ist, um einen Traum mitteilbar zu machen. Die Schwierigkeit, sich überhaupt an Träume zu erinnern, verdeutlicht zusätzlich, dass Traumerinnerungen insgesamt schwer mitteilbar sind.

Gedanken gelangen ebenfalls aus der unbewussten Sphäre mittels Narrationen ins Bewusstsein und werden durch sprachliche Tätigkeit entfaltet. Als mentale Repräsentationen besitzen Gedanken eine höhere Abstraktionsstufe und weisen dadurch einen stärkeren Verlust der Unmittelbarkeit auf, als es im tatsächlichen Erleben und im Traumerleben der Fall ist. Die ursprünglich sinnliche Erfahrung des Erlebens ist im Gedanken bereits abstrahiert worden und wird aus dieser Abstraktion heraus in eine Narration übersetzt.

	Erlebtes Ereignis	Traum	Gedanke
unbewusst	reales, körperliches Erleben	fiktionales Erleben, volle und lebendige Bildsprache, »Illusion des Erlebens«	abstrakte mentale Repräsentation
↓ Übersetzung mittels sprachlicher Tätigkeit ↓ Verlust der Unmittelbarkeit			
bewusst	Narration, Distanz zwischen Erlebtem und Erzähltem	Traumnarration, Distanz zwischen Fiktion und Realität	Narration, abstrahiert vom Erlebten, ursprünglich dennoch eine sinnliche Erfahrung
↓ mitteilbar ↓			

Abbildung 1: Kontinuum von Narrationsqualitäten

Mit der Darstellung in Abbildung 1 wird ein Kontinuum postuliert, das durch unterschiedliche Bezüge zum Unbewussten unterschiedliche Narrationsqualitäten aufweist. Sowohl beim Traum als auch beim Gedanken bleiben Bezüge zum real Erlebten bestehen, sodass ein tatsächlich real erlebtes Ereignis stets der originäre Ausgangspunkt bleibt. Dennoch gilt, dass alles im Traum Erlebte, alle Gedanken und auch alles real Erlebte nicht vollständig in Sprache abgebildet werden können.

Ein wichtiger Aspekt ist ferner, dass zu einer gelungenen Narration die Berücksichtigung des Ungewöhnlichkeitskriteriums gehört (Werani 2023). Das bedeutet, es müssen ungewöhnliche Aspekte in einer Erzählung vorhanden sein, die unerwartet und daher erzählenswert sind. Es ist anzunehmen, dass dieses Ungewöhnlichkeitskriterium für das Erinnern von Träumen mitverantwortlich ist und bei der Auswahl aus den Tagresten, Erinnerungen und Assoziationen der Träume eine Rolle spielt.

Die bisherige Betrachtung von Traumnarrationen war *subjektseitig*, d. h., die gegenstandskonstituierende Prozesshaftigkeit der sprachlichen Tätigkeit und die Bedeutung der narrativen Formungen des Traums für das Individuum standen im Vordergrund. Sprache kann jedoch auch *objektseitig* betrachtet werden, wobei die Traumnarration als *Objekt* auch unter linguistischen Gesichtspunkten untersucht werden kann. Hier stellt sich die Frage, ob die Traumnarration ein eigenes Genre darstellt, das sich von anderen Genres unterscheidet. Hawkins und Boyd (2017) untersuchten beispielsweise anhand von sprachlichen Merkmalen, wie sich Traumnarrationen von Wachnarrationen unterscheiden und stellen hier Unterschiede in der Wortverwendung fest. Dies stellt eine objektseitige Betrachtung des Traums dar, verbunden mit der Suche nach sprachlichen Merkmalen, die Zugang und Aufschluss zum Unbewussten geben. Auch Bothe (2021) befasst sich mit der Traummitteilung als kommunikativer Gattung und verweist auf den besonderen Aspekt der Privatheit der Traumerzählung, da es sich nicht um intersubjektiv geteilte Erfahrungen handelt.

Hamburger (1998) beschreibt die objektseitige Betrachtung des Traums als Erforschung des »Traums an sich«. Er betont jedoch, dass der Plot eines Traumens wenig über den Traum selbst aussagt. Entscheidend ist vielmehr, wie die Traumnarration zwischen Erzähler:in und Zuhörer:in entsteht. Hier erfolgt die Analyse entlang der intersubjektiven sprachlichen Entfaltung des Traumerlebens. Diese Argumentation der intersubjektiven Bedeutung der Traumnarration entspricht der kulturhistorischen Perspektive, sodass im Folgenden mit dieser Argumentationslinie auf den Zusammenhang zwischen Traumnarration, Traumarbeit und Bildung der Ich-Identität eingegangen wird.

4 Traumnarration, Traumarbeit und Ich-Identität

Für die Betrachtung der Konzepte Traumnarration, Traumarbeit und Ich-Identität stehen *Narrationen als biografische Arbeit* im Mittelpunkt. Insbesondere bei Traumnarrationen lassen sich aufgrund ihres direkten Zugangs zum Unbewussten besondere Einblicke in das Selbst gewinnen (Hamburger 1998). Dadurch nehmen Traumnarrationen eine wichtige Rolle bei der Ausbildung der Ich-Identität ein.

Das autobiografische Gedächtnis steht in einem engen Zusammenhang mit dem autobiografischen Erzählen und somit mit der narrativen Identität. Dem autobiografischen Erzählen wird in der Genese zugeschrieben, dass es den Zugang zum Selbst ermöglicht (Stern 1992) und dass autobiografische Narrationen der Verankerung in der Welt dienen (Nelson und Fivush 2020). So entsteht im Laufe der kindlichen Entwicklung mit der Fähigkeit, erzählen zu können, das autobiografische Gedächtnis, was zugleich eine stetige Aushandlung der Ich-Identität mit sich bringt (Werani 2023). Ein wesentlicher Aspekt autobiografischer Narrationen ist, dass sie über die Zeit eine Ich-Identität formen, indem biografisch-zeitliche Verbindungen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hergestellt werden (Engelhardt 2011).

Mittels autobiografischer Narrationen werden verschiedene Facetten der Identität betont und dargestellt. Schon Ricœur (1985, 1987) wies darauf hin, dass es keine Rolle spielt, ob die Narrationen wahr oder falsch sind, da in jedem Fall durch Narrationen Wirklichkeit konstruiert wird. Diese Wirklichkeitskonstruktionen können auch imaginär sein, was es Individuen beispielsweise ermöglicht, unterschiedliche Zukunftsszenarien zu entwerfen (McAdams und McLean 2013). Es wird nochmals deutlich, dass die narrative Darstellung von subjektiv Erlebtem dem tatsächlich Erlebten nicht entsprechen muss, d. h., auch in autobiografischen Narrationen ist Raum für Fiktion. In Traumnarrationen werden, teilweise aufgrund der fehlenden Logik des Traums, sehr fiktiv zusammengestellte Erlebnisse dargestellt. Ähnlich wie bei tatsächlich Erlebtem gilt auch für den Traum, dass nicht alles in Worte gefasst werden kann. Auch das Traumerleben ist reicher als die Möglichkeit des sprachlichen Ausdrucks. Aspekte, die

aus dem bildhaft-sinnlichen Traumgeschehen in Traumnarrationen übersetzt werden, ermöglichen allerdings einen direkteren Zugang zum Unbewussten und damit einen bereichernden und vertiefteren Blick auf die Ich-Identität, da es sich im Traumgeschehen um eine Auseinandersetzung mit sich selbst in der Form eines »Dramas« handelt (Chitussi 2016). Diese konstruierte Traumwirklichkeit und ihre besondere Nähe zum Unbewussten können wiederum mit verschiedenen Techniken der Traumanalyse entschlüsselt werden (Boothe 1994, 2002; Gendlin 1987).

Das *Nichterzählte* gehört ebenfalls zu den lebensgeschichtlichen, autobiografischen Narrationen. Was erzählt wird, oder eben auch nicht erzählt wird, hängt unter anderem mit gesellschaftlichen Normen zusammen, die in gewisser Weise dem Selbstschutz oder auch dem Schutz des anderen dienen. Erzählen beinhaltet immer eine Form der Zensur, die sich beispielsweise bereits an den jeweiligen Adressaten der Erzählung orientiert (Werani 2023). Neben der Tatsache, dass nicht alles Erlebte erzählt werden *kann*, wird folglich der Aspekt betont, dass auch nicht alles Erlebte erzählt werden *soll*. Für die Traumnarration gilt dies im gleichen Maße, denn auch hier können im Traum als tabu geltende Erlebnisse erinnert werden, ohne dass sie in eine Narration übersetzt werden sollen.

Die lebenslang neu konstruierten Narrationen zur Aktualisierung der Ich-Identität werden auch als *Identitätsarbeit* bezeichnet (Krauss 2000; Keupp et al. 1999). Die Verarbeitung von Träumen mittels sprachlicher Tätigkeit können damit ebenfalls zur Identitätsarbeit gezählt werden. Die Erinnerung des Traums ist die Voraussetzung für seine sprachliche Darstellung und sprachliche Ausdrucksweisen spielen eine wichtige Rolle in der Traumarbeit. Für die Deutung des Traums, und damit dem Zugang zum Unbewussten, ist folglich dieser Umformungsprozess von unbewussten Inhalten in bewusste Inhalte zentral (Bion 1944). Im engeren Sinne wird von *Traumarbeit* gesprochen, wenn die Gesamtheit der Prozesse und Umwandlungsmechanismen betrachtet wird, die mit dem Traum zusammenhängt (Angeloch 2020). Die grundsätzliche Schwierigkeit in der Traumarbeit ist, sich überhaupt an Träume zu erinnern. Werden sie erinnert, dann ist die Bildsprache zunächst mächtiger als die Übersetzung in Worte, denn das bildhafte Material im Traum wird durch die Übersetzung in Sprache transformiert. Freud (1900/2022) ging davon aus, dass über den manifesten Trauminhalt, der in Traumnarrationen vermittelt wird, an den latenten Trauminhalt gelangt werden kann. Dabei interessiert er sich für die Narration und Einzelheiten darin und weniger für konkrete Symbole, wie es beispielsweise in der Traumtheorie von C. G. Jung (2010) der Fall ist. Von Interesse sind nach Freud die Funktionen sprachlicher Tätigkeit im Sinne der Emotionsregulierung, Problemlösung und Gedächtnisbildung. Insbesondere interessieren die emotionalen Erfahrungen, die im Traum vom Unbewussten angeboten werden und durch die Traumarbeit so umgeformt werden, dass sich Lösungen für emotionale Probleme ergeben können. Traumgedanken sind folglich miteinander verbundene Elemente emotionaler Erfahrung, die aus einem

emotionalen Problem entstanden sind und noch gelöst werden müssen. Die Lösung eines emotionalen Problems kann dann erfolgen, wenn durch Narrationen bewusste Denkprozesse einsetzen, sodass ein Bewusstsein für das Geträumte entsteht (Angeloch 2020). Das Träumen und die Traumarbeit werden zur Grundlage psychischer Arbeit (Bion 1944) und mit Angeloch (2020, 108) kann festgehalten werden, dass »die Möglichkeit der Entwicklung der Persönlichkeit und die gesamte psychische und körperliche Gesundheit letztendlich von der Fähigkeit zu phantasieren und zu träumen ab[hängen]«. Das Nicht-Träumen entspricht dem Nicht-Gedanken und die Unfähigkeit zu träumen bedeutet, dass die grundlegende unbewusste und bewusste psychische Arbeit des Umwandelns emotionaler Erfahrungen nicht geleistet werden kann, so wie zum Beispiel berichtet wird, dass psychotische Menschen nicht träumen (Angeloch 2020).

Die Deutung des Traumes im Sinne einer Traumanalyse ist somit nur auf Subjekt-ebene möglich, da es sich, wie bei der Gedankenbildung, um intrapsychische Prozesse handelt. Für die Rekonstruktion von Träumen ist es unumgänglich, dass es zu dieser Übersetzung in Sprache kommt. Darüber hinaus spielen die sprachlichen Benennungen von Assoziationen und Wahrnehmungen von Emotionen eine zentrale Rolle, ebenso wie die mit dem Traum einhergehenden körperlichen Empfindungen (Gendlin 1987). Der Einfluss der Traumarbeit auf die Bildung der Ich-Identität zeigt sich in systematischen Auseinandersetzungen, wie beispielsweise anhand einer strukturalen Traumanalyse (Boothe 1994, 2002). Insbesondere die Thematisierung der Verdoppelung des Ich im Traum (Chitussi 2016) führt zu einem Verständnis der Bildung der Ich-Identität über Träume, da auch hier die dialogische Aushandlung der Ich-Identität zentral ist. Die Analyse von Träumen ist folglich ein wichtiger Baustein der Selbstverständigung und damit der Ich-Identitätsbildung. Die Auseinandersetzung mit Träumen kann daher auch als Identitätsarbeit aufgefasst werden.

5 Fazit

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Traumnarrationen eine besondere Schlüssel-funktion bei der Entwicklung der Ich-Identität haben. Jede Narration trägt im Sinne einer narrativen Identität zur Herausbildung identitätsstiftender Aspekte bei. Das Besondere an der Traumnarration liegt darin, dass der Traum eine Zwischenstellung zwischen dem tatsächlichen Erleben und dem abstrahierten Erleben in Form einer Erzählung darstellt. Die Ich-Identität wird folglich durch die Auseinandersetzung mit den eigenen Träumen um die unbewussten Aspekte der psychischen Tätigkeit bereichert, da die Traumnarration die Flüchtigkeit des Traums in eine manifeste sprachliche Form überführt.

Der Traum – und insbesondere die Auseinandersetzung mit dem Traumerleben, sei es durch mündliches oder schriftliches Fixieren der Traumerinnerung – bietet Zugang

zu unbewussten Prozessen. Nur durch die Traumnarration können diese Aspekte ins Bewusstsein gelangen. Insofern kann postuliert werden, dass die Traumnarration die Entwicklung der narrativen Identität bereichert, indem sie eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem Unbewussten ermöglicht.

Literatur

- Angeloch, Dominic. 2020. »Den Traum denken. Traum und Traumdenken bei Sigmund Freud, Hanna Segal und Winfred Bion«. In *Das nächtliche Selbst: Traumwissen und Traumkunst im Jahrhundert der Psychologie*, hrsg. v. Marie Guthmüller und Hans-Walter Schmidt-Hannisa, Bd. 1: 77–108. Göttingen: Wallstein.
- Bachtin, Michail. 1979. *Die Ästhetik des Wortes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bion, Wilfred R. 1994. *Cogitations*. London: Karnac Books.
- Boothe, Brigitte. 1994. *Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Boothe, Brigitte. 2002. *Kodiermanual zur Erzählanalyse JAKOB. Berichte aus der Klinische Psychologie, Nr. 52*. Zürich: Universität Zürich.
- Boothe, Brigitte. 2021. »Rhetorische Strategien in der Traummitteilung«. In *Handbuch Gesprächs-rhetorik*, hrsg. v. Ernest W.B. Hess-Lüttich, 489–506. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Bühler, Karl. 1933. *Ausdruckstheorie*. Jena: Fischer.
- Chaiklin, Seth. 2001. *The Theory and Practice of Cultural-Historical Psychology*. Aarhus: Aarhus University Press.
- Chitussi, Barbara. 2016. »Joseph Delboeuf und die Verdopplung des Ich im Traum«. In *Das nächtliche Selbst: Traumwissen und Traumkunst im Jahrhundert der Psychologie*, hrsg. v. Marie Guthmüller und Hans-Walter Schmidt-Hannisa, Bd. 2: 96–111. Göttingen: Wallstein.
- Damasio, Antonio R. (2006). *Descartes' Irrtum*. Berlin: List Taschenbuch.
- Engelhardt, Michael von (2011). »Narration, Biographie, Identität. Möglichkeiten und Grenzen des lebensgeschichtlichen Erzählens«. In *Lernen und Erzählen interdisziplinär*, hrsg. v. Olaf Hartung, Ivo Steinger und Thorsten Fuchs, 37–60. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Erikson, Erik H. 1973. *Identität und Lebenszyklus: Drei Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund. 2022 [1900]. *Traumdeutung*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Freud, Sigmund. 1940 [1920]. *Jenseits des Lustprinzips*. In *GW XIII*, hrsg. v. Sigmund Freud, 1–69. London: Imago.
- Freud, Sigmund. 1940 [1923]. *Das Ich und das Es*. In *GW XIII*, hrsg. v. Sigmund Freud, 237–289. London: Imago.
- Freud, Sigmund. 1933. *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Berlin: Kiepenheuer.
- Friedrich, Janette. 1993. *Der Gehalt der Sprachform. Paradigmen von Bachtin bis Vygotskij*. Berlin: Akademie.
- Gendlin, Eugene T. 1987. *Dein Körper – dein Traumdeuter*. Salzburg: Müller.
- Hamburger, Andreas. 1998. »Narrativ und Gedächtnis. Psychoanalyse im Dialog mit den Neurowissenschaften«. In *Erinnerung von Wirklichkeiten. Psychoanalyse und Neurowissenschaften im Dialog*, hrsg. v. Martha Koukkou, Marianne Leuzinger-Bohleber und Wolfgang Mertens, Bd. 1: 223–286. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Jung, C. G. (2010). *Traum und Traumdeutung*. München: dtv.
- Keiler, Peter. 2015. *Lev Vygotskij – ein Leben für die Psychologie*. Weinheim: Beltz.

- Keupp, Heiner, Thomas Ahbe, Wolfgang Gmür, Renate Höfer, Beate Mitzscherlich, Wolfgang Kraus und Florian Sraus. 1999. *Identitätskonstruktionen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Lacan, Jaques. 1949/1991. »Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint«. In *Schriften I*, hrsg. v. Jaques Lacan, 61–70. Weinheim, Berlin: Quadriga.
- Lacan, Jaques (1978). *Das Seminar 11 (1964): Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*. Olten und Freiburg im Breisgau: Walter.
- Leont'ev, Aleksej N. 1977/2012. *Tätigkeit, Bewusstsein, Persönlichkeit*. Berlin: lehmanns media.
- Lorenzer, Alfred. 1986. »Tiefenhermeneutische Kulturanalyse«. In *Kultur-Analysen*, hrsg. v. Hans-Dieter König, Alfred Lorenzer und Heinz Lüdde, 11–98. Frankfurt am Main: Fischer.
- Lorenzer, Alfred. 2002. *Die Sprache, der Sinn, das Unbewußte: psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lucius-Hoene, Gabriele. 2010. »Narrative Analysen«. In *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*, hrsg. v. Günter Mey und Katja Mruck, 584–600. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lucius-Hoene, Gabriele und Arnulf Deppermann. 2004. *Rekonstruktion narrativer Identität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- McAdams, Dan P. und Kate McLean. 2013. »Narrative Identity«. *Current Directions in Psychological Science* 22: 233–238.
- Mead, George H. 1934/1968. *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nelson, Katherine und Robyn Fivush. 2020. »The development of autobiographical memory, autobiographical narratives, and autobiographical consciousness«. *Psychological reports* 123 (1): 71–96.
- Ricœur, Paul. 1985. »History as narrative and practice: Peter Kemp talks to Paul Ricœur in Copenhagen«. *Philosophy today* 29 (3): 213–222.
- Ricœur, Paul. 1987. »Narrative Identität«. In *Heidelberger Jahrbücher XXXI*, hrsg. v. Universitäts-Gesellschaft Heidelberg, 57–67. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Ricœur, Paul. 2007. *Zeit und Erzählung. Band III: Die erzählte Zeit*. München: Fink.
- Roesler, Christian. 2022. *Traumdeutung und empirische Traumforschung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Stern, Daniel N. 1992. *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Straub, Jürgen. 2020. »Erzähltheorie/Narration«. In *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*, hrsg. v. Günter Mey & Katja Mruck, 241–261. Wiesbaden: Springer.
- Vygotskij, Lev S. 1925/1985. »Das Bewußtsein als Problem der Psychologie des Verhaltens«. In *Lew Wygotski. Ausgewählte Schriften. Band 1*, hrsg. v. Joachim Lompscher, 279–308. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Vygotskij, Lev S. 1930/1985. »Psychische Systeme«. In *Lew Wygotski. Ausgewählte Schriften. Band 1*, hrsg. v. Joachim Lompscher, 319–352. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Vygotskij, Lev S. 1930/1997. »Mind, consciousness, the unconscious«. In *The collected works of L. S. Vygotsky, Volume 3*, hrsg. v. Robert W. Rieber und Jeffrey Wollock, 109–121. New York, London: Plenum press.
- Vygotskij, Lev S. 1931/1987. »Pädologie des frühen Jugendalters«. In *Lew Wygotski. Ausgewählte Schriften. Band 2*, hrsg. v. Joachim Lompscher, 307–658. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Vygotskij, Lev S. 1934/2002. *Denken und Sprechen*. Berlin: lehmanns media.
- Vygotskij, Lev S. 1996. *Die Lehre von den Emotionen*. Münster: LIT.
- Werani, Anke. 2011. *Inneres Sprechen – Ergebnisse einer Indizienstudie*. Berlin: lehmanns media.
- Werani, Anke. 2023. *Sprache und Identität*. Tübingen: Narr.
- Zadra, Antonio und Robert Stickgold. 2021. *When brains dream: exploring the science and mystery of sleep*. New York: Norton.

Die Autorin

Anke Werani, Prof. Dr., lehrt und forscht als Psycholinguistin am Institut für Phonetik und Sprachverarbeitung an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie befasst sich mit sprachlicher Tätigkeit im Spannungsfeld zwischen soziokulturellen und psychologischen Prozessen. Forschungsschwerpunkt ist die Erforschung des kommunikativen Sprechens und des inneren Sprechens, insbesondere im Zusammenhang mit der Ausbildung verschiedener Sprech- und Denkstile und deren Verknüpfung mit der Ich-Identität.

Kontakt: anke.werani@lmu.de

Gemeinsam träumen

Social Dreaming in der Selbsterfahrung

Barbara Binder & Simone Bruckner

Journal für Psychologie, 32(2), 42–61

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2024-2-42>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Im folgenden Artikel wird der Frage nachgegangen, inwieweit sich die Methode des Social Dreamings zur Anwendung in Selbsterfahrungsgruppen der Gestalttheoretischen Psychotherapie eignet. Um diese Fragestellung zu beantworten, setzten sich die Autorinnen mit den theoretischen Hintergründen der jeweiligen Methoden auseinander und führten eine explorative Studie durch, bei der Social Dreaming in einer gestalttheoretischen Selbsterfahrungsgruppe zum Einsatz kam.

Zunächst wird Social Dreaming sowie dessen Entstehungshintergrund vorgestellt. In weiterer Folge werden die Bezüge von Social Dreaming zur Traumtheorie Sigmund Freuds herausgearbeitet und den Annahmen der Gestalttheoretischen Psychotherapie gegenübergestellt. Dabei kommt der Feldtheorie von Kurt Lewin ein besonderes Augenmerk zu.

Schlüsselwörter: Social Dreaming, Traumtheorie, Selbsterfahrung, Gestalttheoretische Psychotherapie, Feldtheorie, Lawrence, Freud, Lewin

Dreaming together

Social Dreaming in self-experience groups

In this article the topic is discussed if Social Dreaming is suitable for self-experience groups based on the approach of Gestalttheoretical Psychotherapy. To answer that question, the authors discussed the different theoretical backgrounds of these methods and conducted an exploratory study. First, Social Dreaming and its emergence are presented, as well as its references to Sigmund Freud's Dream Theory. This is followed by a comparison with the theoretical assumptions in Gestalttheoretical Psychotherapy, with a particular focus on Kurt Lewin's Field Theory.

Keywords: Social Dreaming, Dream Theory, Self-experience, Gestalttheoretical Psychotherapy, Field theory, Lawrence, Freud, Lewin

1 Einleitung

Das Streben, Bedeutung in unseren Nachttraumerinnerungen zu finden, reicht weit in die Entwicklungsgeschichte der Menschen zurück; davon zeugen Schriften wie die Homerischen Epen oder das Alte Testament. Träume konnten ein Medium zur göttlichen Kommunikation darstellen oder eine prophetische Funktion einnehmen und damit ein Tor zu einer transzendenten Welt öffnen. Freud war nicht der Erste, der Träume nicht mehr als etwas Göttliches, sondern als etwas zutiefst Menschliches betrachtete. Er erarbeitete eine umfassende Traumtheorie, die dem damaligen wissenschaftlichen Anspruch gerecht wurde, und setzte damit einen Ausgangspunkt für eine tiefgreifende kulturelle Veränderung im Verständnis von Träumen. So erscheint es heute als etwas ganz Selbstverständliches, dass Traumerinnerungen im Rahmen einer Psychotherapie ergründet werden. Eine Methode, die sich ursprünglich in Abgrenzung zur Psychotherapie sah, ist das Social Dreaming. Dieses Gruppenverfahren, das einem psychoanalytischen Boden entsprungen ist, betrachtet Traumerinnerungen unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher Bedingungen. In diesem Artikel wollen wir der Frage nachgehen, inwiefern sich Social Dreaming dazu eignet, auch in gestalttheoretischen Selbsterfahrungsgruppen zum Einsatz zu kommen. Dazu wurde von den Autorinnen eine explorative Studie durchgeführt.

2 Social Dreaming – Hintergründe und Entstehung

Social Dreaming ist ein Gruppenverfahren, bei dem zu Nachttraumerinnerungen frei assoziiert wird. Von diesem Material ausgehend sollen die sozialen Umstände der Teilnehmer*innen bewusster werden, während persönliche Bezüge zur jeweiligen Person, die vom Traum berichtet, außer Acht gelassen werden. Diese Methode wurde 1982 von Gordon Lawrence, einem britischen Sozialwissenschaftler, und seiner Kollegin Patricia Daniel entwickelt (Manley 2014, 326). Der Entstehungsort war das Londoner Tavistock Institute of Human Relations, eine innovative multiprofessionelle Forschungs- und Anwendungsstätte, die durch einen sozialwissenschaftlichen und psychodynamischen (sowohl psychoanalytischen wie auch feldtheoretischen) Ansatz geprägt war (Armstrong und Rustin 2021). Auf die Feldtheorie von Kurt Lewin wird in weiterer Folge eingegangen, da sie für die Autorinnen eine entscheidende Rolle im Verständnis des Social Dreamings spielt. An dieser Stelle sei angemerkt, dass Lewins Theorien, obwohl er im Gründungsjahr des Tavistock Instituts verstarb, jahrzehntelang den Arbeits- und Forschungsstil dort geprägt haben (Neumann 2005, 119). In Lawrences Theoriebildung zum Social Dreaming ist Lewins Einfluss jedoch nicht zu finden. Manley (2014, 326) verweist darauf, dass die Entstehung dieser Methode als Experiment begonnen

habe, während die theoretischen Überlegungen erst a posteriori entstanden seien. So sei ein wichtiger Auslöser gewesen, dass es in der Gruppenarbeit am Tavistock Institut keine Tradition gegeben habe, die Berichte von Traumerinnerungen therapeutisch zu bearbeiten. Laut Lawrence seien Traumerinnerungen als etwas Persönliches verstanden worden, das nur zwischen Analytiker*in und Analysand*in einen angemessenen Rahmen finden kann. Er erachtete dies als eine verpasste Chance und begann mit der Entwicklung eines Gruppensettings, das sich explizit Traumerinnerungen widmete.

Die Beschäftigung mit dem Werk der deutsch-jüdischen Journalistin Charlotte Beradt bezeichnete Lawrence als eine Voraussetzung für den Entstehungsprozess des *Social Dreamings* (Lawrence 2005, 2). Beradt publizierte eine Auswahl ihrer Sammlung an Traumberichten von Menschen aus ihrem persönlichen Umfeld aus den Jahren 1933 bis 1939 – dem Jahr ihrer Flucht über England in die USA – unter dem Titel *Das dritte Reich des Traumes* (1968). Sie ordnete und kommentierte die Traumberichte, die auf unterschiedliche Weise das Geschehen im Nationalsozialismus darstellen. »Als kleine[n] Beitrag zur Geschichte des Totalitarismus« wollte Beradt ihre Publikation verstanden wissen und bekräftigte in einem Brief vom 7. März 1962: »Mich interessiert naturlich das Allgemein-Menschliche, was der Psychiater oder Analytiker dazu sagt, nur am Rande. [M]ir kommt es auf das Eingreifen der Diktatur von Beginn in das Allerprivateste des Menschen, die Nacht und den Schlaf, an« (zit. n. Hahn 2016, 250). An mehreren Stellen machte Beradt deutlich, dass sie die vorherrschende psychoanalytische Zugangsweise, Träume zu deuten, bei dem ihr vorliegenden Material für unsachgemäß halte. Die Bedeutung der Träume müsse nicht mühsam entschlüsselt werden; die Botschaft sei offenkundig.

In diesem Werk fand Lawrence eine Bekräftigung darin, dass in Traumerinnerungen soziale und kulturelle Gegebenheiten zum Ausdruck kommen können, die über »narrzistische« Belange hinausreichen (Lawrence und Biran 2008, 222). Darüber hinaus sollte *Social Dreaming* von Beginn an nicht nur ein Seismograph für gesellschaftliche Realitäten sein, sondern auch einen kreativen Prozess in Gang bringen, der neue Gedanken und kreative Lösungen für soziale Problemstellungen ermöglicht (Manley 2014, 331f.). Dafür gelte es, das soziale Unbewusste zugänglich zu machen, unter dem Lawrence geteilte unbewusste Inhalte innerhalb eines bestimmten sozialen Systems verstand. Ergänzend dazu können, etwa in Form von Mythen oder Märchen, auch Inhalte zum Vorschein kommen, die im Sinne C. G. Jungs als kollektives Unbewusstes bezeichnet werden und die Menschheit als Ganzes einschließen (Noack 2010, 676).

Nach dem anfänglichen Experimentieren mit *Social Dreaming* am Tavistock Institut, waren es in weiterer Folge private Treffen bei Lawrence, die zur weiteren Konkretisierung der Methode sowie zu deren theoretischer Reflexion führten. Es folgte eine Anwendung im Rahmen der Organisationsberatung durch Lawrence (Manley 2014, 326f.). Dieser widmete sich Zeit seines Lebens intensiv der Anwendung, Verbreitung und Er-

forschung von Social Dreaming. Heute findet es international in unterschiedlichen Domänen Anwendung, etwa in der Organisationsberatung bzw. -entwicklung – z. B. im Gesundheitsbereich (Fubini 2010) oder einer Haftanstalt (Borghini et al. 2021) –, im Rahmen von Ausbildungen (Slade 2010) oder in der Arbeit mit unterschiedlichen sozialen Gruppen (zum Thema Integration vgl. Ortona und Planera 2010). In den letzten Jahren hat die Methode während der Covid19-Pandemie an Bekanntheit gewonnen, da sie die Möglichkeit bot, das Erleben jener plötzlichen und tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen gemeinschaftlich mittels Traumerinnerungen zu reflektieren und zu verarbeiten (Marogna et al. 2022; Pasini und Trimboli 2023).

3 Social Dreaming in Anwendung

Das konkrete Vorgehen des Social Dreamings unterteilt sich in eine kreative und eine reflexive Phase und behält diese Form in all den unterschiedlichen Anwendungsbereichen bei.

3.1 Die Social Dreaming Matrix

Als Social Dreaming Matrix (SDM) werden der kreative Prozess des Social Dreamings sowie die Form, die die Teilnehmer*innen dabei bilden, bezeichnet (Lawrence 2005, 14). Der lateinische Begriff *Matrix* bedeutet unter anderem Gebärmutter und Lawrence versteht die Matrix als einen Ort, aus dem bewusste und unbewusste Gefühle erwachsen und neue Gedanken entstehen können (Lawrence 2010, 2f.). Auf den Begriff der Gruppe verzichtete er mit Absicht, um Social Dreaming von den gruppendynamisch orientierten Therapiegruppen des Tavistock Instituts abzugrenzen, in denen zu dieser Zeit die Arbeit mit Traumerinnerungen als nicht zweckdienlich gesehen und daher unterlassen wurde (Manley 2014, 328).

Angeleitet wird das Social Dreaming von einem oder mehreren Hosts (Lawrence verwendet später den Begriff *Taker*), also Gastgeber*innen, die mit der Methode des Social Dreamings vertraut sind (Lawrence 2010, 3). Diese erläutern zunächst die Vorgehensweise und Rahmenbedingungen. Die Sitzordnung der Teilnehmer*innen ist in Form eines Schneeflocken-Musters angeordnet, um möglichst keinen Blickkontakt zu haben. Der kreative Prozess beginnt damit, dass eine Person von einer Nachttraumerinnerung berichtet. Daran anschließend folgen weitere Traumerinnerungen sowie freie Assoziationen. In Anlehnung an C. G. Jung können diese Inhalte amplifiziert werden, indem ihnen vertiefend nachgegangen wird (Lawrence 2005, 43). Die Teilnehmer*innen sollen in einen Zustand des gemeinschaftlichen Tagträumens gelangen, der

spontane und kreative Einfälle fördert. Lawrence verwendet für diesen Bewusstseinszustand auch den von Bion eingeführten Begriff der Reverie (Lawrence 2005, 41).

Die Teilnehmer*innen sind vorab instruiert, dass es zu einer Entkopplung von Traumbericht und Träumer*in kommt und die Autorenschaft der Traumberichte auf die Matrix übertragen wird. Damit ist gemeint, dass keine Fragen nach möglichen Verbindungen zwischen Traumbericht und Träumer*in gestellt oder Deutungen vorgenommen werden. In der Matrix soll in einem gemeinschaftlichen Prozess und mittels der Traumberichte und Assoziationen ein großes Ganzes entstehen (Manley 2014, 334).

Die Rolle der Hosts ist es, die Inhalte zu notieren und auf die Zeit und Einhaltung der Zielsetzung der Social Dreaming Matrix zu achten. Wenn notwendig, erinnern die Hosts die Teilnehmer*innen daran, dass Deutungen, Interpretationen oder die Fokussierung auf die Gruppendynamik sowie einzelne Teilnehmer*innen nicht Gegenstand des Prozesses sein sollen (Noack 2010, 680). Auch Hosts selbst sollen keine Deutungen vornehmen, können jedoch selbst Traumerinnerungen und Assoziationen in die Matrix einbringen.

3.2 Dream Reflecting Dialogue

Mit dem Umstellen der Stühle von der Schneeflockenform in ein Rechteck wird der Übergang vom Zustand der Reverie in den Reflexionsprozess des Dream Reflecting Dialogue markiert. Die Teilnehmer*innen kommen – mit Unterstützung der Hosts – in ein Gespräch über ihr Erleben während der Matrix und stellen Überlegungen zur Bedeutung dieser gemeinsamen Erfahrung an (Manley 2014, 338). Dabei werden die Verbindungen der aufgetauchten Gedanken, Gefühle und Themen beachtet und Bezüge zum geteilten gesellschaftlichen, sozialen oder organisatorischen Kontext exploriert.

4 Der Bezug zu Freuds Traumdeutung

Da Social Dreaming unübersehbar von der Psychoanalyse geprägt ist, sollen an dieser Stelle nicht nur die wichtigsten Grundannahmen von Social Dreaming dargestellt werden, sondern auch jene Aspekte von Sigmund Freuds Traumtheorie ausgeführt werden, die für ein besseres Verständnis der Materie notwendig sind.

Für Freud war der erinnerte Traum das Endresultat eines Vorgangs, den er als Traumarbeit bezeichnete und womit er die Umgestaltung von unbewussten latenten Traumgehalten in einen bewussten, manifesten Traum meinte. Die wesentliche Quelle, aus der sich die latenten Traumhalte speisen, seien neben nächtlichen Sinneseindrücken und dem Weiterwirken aktueller Interessen, vorrangig verdrängte infantile Wünsche, die für das Bewusstsein unannehmbar seien. Ohne verdrängte Wünsche wür-

de kein Traum entstehen. Durch die Traumarbeit könnten ebendiese jedoch derartig getarnt und verzerrt erscheinen, dass sie im manifesten Traum kaum mehr zu erkennen seien (Brenner 2017, 142–8).

Diese These, dass der Sinn des Träumens in der Darstellung unbewusster Wünsche liege, wurde zum Dreh- und Angelpunkt von Freuds Traumtheorie. Verbunden ist die Wunscherfüllungstheorie mit einer weiteren zentralen Annahme Freuds zur Natur von Träumen, nämlich jener, dass diese der Selbstdarstellung der träumenden Person und der Darstellung von deren Wünschen dienen (Thomä und Kächele 2006, 169). Freud äußerte sich zur Selbstdarstellung wie folgt:

»Träume sind absolut egoistisch. Wo im Trauminhalt nicht mein Ich, sondern nur eine fremde Person vorkommt, darf ich ruhig annehmen, dass mein Ich durch Identifizierung hinter jener Person versteckt ist. [...] Ich kann [...] mein Ich in einem Traum mehrfach darstellen, das eine Mal direkt, das andere Mal vermittels der Identifizierung mit fremden Personen« (Freud 1900, 327).

Es soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass diese beiden Thesen erweitert, neu gedacht oder abgelehnt wurden, was auch der Abgrenzung zwischen psychotherapeutischen Strömungen diene. So findet sich bei Jung eine Deutung der Träume auf der Objektstufe (bei der die Traumhalte auf »reale Objekte« bezogen werden) sowie auf Subjektstufe (bezogen auf die träumende Person selbst). Auch hinsichtlich der Funktion des Traumes wurde die Wunscherfüllungstheorie um weitere Aspekte ergänzt, etwa durch French und Fromm um jene zur Problemlösung von Beziehungskonflikten (Thomä und Kächele 2006, 170–2).

Als Zugangsweise zur Bewusstmachung der dem manifesten Trauminhalt zugrunde liegenden Wünsche, wählte Freud die Technik der freien Assoziation, die er als Umkehrung der Traumarbeit verstand. Durch das psychoanalytische Setting, in dem die Analysand*innen im Liegen frei assoziieren, werde zudem ein traumähnlicher Zustand erzeugt, was das Verstehen der Traumbilder begünstige (Thomä und Kächele 2006, 183). Die Initiative für die Deutung des Traumes liege bei den Träumer*innen. Psychoanalytiker*innen sollen Impulsgeber*innen sein und bieten dabei eigene Deutungen zur Überprüfung an (Hierdeis 2018, 42).

Um nun das Verhältnis von Social Dreaming zur Traumtheorie Freuds zu untersuchen, sei zunächst auf die offensichtlichen Gemeinsamkeiten verwiesen. In beiden Fällen werden Träume als etwas Zielgerichtetes angesehen, das Sinn und Funktion innehat. Wie Freud, ging es auch Lawrence um das Bewusstmachen unbewusster Inhalte; durch Social Dreaming sollen unbewusste Aspekte von gesellschaftlichen Realitäten aufgespürt werden. Beide setzten dabei darauf, einen Zustand zu erzeugen, der dem Traumerleben ähnlich ist und so einen Nährboden für die freie Assoziation schafft. So

soll das psychoanalytische Setting im Liegen laut Freud eine Regression hervorrufen; während Lawrence, der ebenso darauf achtete, dass es keinen Blickkontakt zwischen den Teilnehmer*innen gibt, vom Zustand der Reverie sprach.

Die Proklamation, dass die Traumerinnerungen von der träumenden Person entkoppelt betrachtet werden, trage laut Lawrence dazu bei, Ängste und Hemmschwellen zu reduzieren und einen freien, kreativen Prozess zu fördern (Lawrence 2010, 3f.).

Wie bereits angeführt, sah Lawrence die Notwendigkeit, ein neues Setting zu entwickeln, da in seinem Arbeitskontext die Bearbeitung von Träumen in den psychodynamischen Gruppen nicht stattgefunden habe. Doch auch darüber hinaus gibt es eine Reihe weiterer Aspekte des therapeutischen Handelns, von denen sich Lawrence distanzierte. So äußerte er etwa eine klar ablehnende Haltung zur Beziehung von Analytiker*in und Analysand*in. Das Zur-Verfügung-Stellen von Deutungen der Analytiker*innen betrachtete er als einen Machtgestus, der neues Wissen »abtöte« (Lawrence 2005, 2). Die Social Dreaming Matrix solle hingegen ein demokratisches Umfeld schaffen, das von einer freien, nicht wertenden Atmosphäre bestimmt ist (Lawrence 2005, 38). So kommt es auch, dass sich die Hosts nicht abstinente verhalten, sondern – wie andere Teilnehmer*innen der Matrix auch – Traumerinnerungen und Assoziationen in den Prozess einbringen können (Abdel-Malek 2023, 737). Im Aufgeben der Abstinenz ist eine wesentliche Differenz zur klassischen psychoanalytischen Haltung erkennbar.

Ein weiterer offenkundiger Unterschied ist Lawrences Ablehnung der Selbstdarstellungstheorie. Er konstatierte der Psychotherapie im Allgemeinen eine Egozentrierung und ein Ausblenden sozialer Aspekte. Das Ziel der Psychotherapie seien die Selbsterkenntnis und die Fokussierung auf die Persönlichkeit der träumenden Person. Dieses »therapeutische Träumen«, wie Lawrence es nennt, verhalte sich komplementär zum Social Dreaming, bei dem eine Soziozentrierung erfolge, mit dem Ziel, mehr Wissen über das eigene Umfeld sowie die Kultur zu erlangen (Lawrence 2005, 46). Diese unüberwindbare Polarität, Psychotherapie beziehe sich auf das Individuum und Social Dreaming auf die Gesellschaft, zieht sich durch das Werk von Lawrence. Er ging sogar so weit, dass er zwischen persönlichen und sozialen Träumen unterschied – ohne näher zu spezifizieren, worin der Unterschied bestünde. Er berichtete an mehreren Stellen (Lawrence 2010, 3; Lawrence und Biran 2002, 222), dass die Teilnehmer*innen der Social Dreaming Matrix intuitiv den Unterschied zwischen sozialen und persönlichen Träumen kennen und beinahe ausschließlich die Erinnerungen von sozialen Träumen einbringen. An anderer Stelle schlägt er vor, dass es sich dabei um unterschiedliche Perspektiven handelt, die sich wie Vordergrund und Hintergrund komplementär zueinander verhalten, und ordnete diese Perspektiven der Psychotherapie bzw. dem Social Dreaming zu (Lawrence und Biran 2002, 223f.).

Es reicht nicht aus, an dieser simplifizierenden und polarisierenden Annahme zu kritisieren, dass Psychotherapie sehr wohl das sozio-kulturelle Eingebettet-Sein der

Menschen berücksichtigt (auch wenn es davon bestimmt Ausnahmen gibt) und das Pauschalurteil von Lawrence so nicht haltbar ist. Diese Annahmen werden, wie wir anhand der Explorativstudie zeigen wollen, auch den Wirkungen des Social Dreamings nicht gerecht. Zur Überwindung dieser Dichotomie schlagen die Autorinnen daher eine systemische Betrachtungsweise mit dem feldtheoretischen Ansatz vor.

5 Feldtheorie nach Kurt Lewin

Die Feldtheorie in den Sozialwissenschaften geht auf die Gestalttheorie, insbesondere auf die Ausführungen von Kurt Lewin (1890–1947), einem zentralen Impulsgeber für die experimentelle Psychologie und Sozialpsychologie sowie Pionier der Gruppendynamik, zurück. Er verwendete den Begriff des psychologischen Feldes, um menschliches Erleben und Verhalten nicht nur auf Basis des Innenlebens einer einzelnen Person zu beschreiben, sondern auch anhand der Kräfte in der Wechselwirkung zwischen Person und Umwelt. Lewin betrachtete den Menschen und seine Verhaltensweisen, womit er auch das Denken, Fühlen und Handeln meinte, nicht isoliert, sondern immer im Kontext der Gesamtsituation. Das Verhalten einer Person in einer Situation sei immer die Funktion von Person (P) und Umwelt (U), die als wechselseitig abhängige Variablen betrachtet werden (Lewin 1963, 135). Dabei ist mit *Umwelt* nicht die physikalische Umwelt des Menschen gemeint, sondern seine erlebte Umwelt. Dies trifft auch auf die sich selbst wahrnehmende Person zu. Die aktuelle psychologische Situation einer Person und ihrer psychologischen Umgebung wird als ein dynamisches Feld betrachtet, das sich kontinuierlich verändert und all das umfasst, was die Erfahrung und das Verhalten der Person zum gegebenen Zeitpunkt bestimmt (vgl. Lindorfer 2021, 33).

Überträgt man den Ansatz der Lewin'schen Feldtheorie auf das Konzept des Social Dreamings, dann sind die Person (die Träumer*in) und die erlebte Umwelt nicht zwei voneinander getrennte Sphären. Die persönlichen Anliegen, Themen und das Erleben der sozialen Umwelt sind eng miteinander verwoben, wobei Lawrence eine Wechselwirkung von Person und Umwelt nicht im Blick hatte, sondern meinte, dass durch die Matrix gesellschaftliche Themen in der Gruppe bewusst würden.

6 Das Arbeiten mit Traumerinnerung in gestalttheoretischen Gruppen

Dieser Artikel widmet sich der Fragestellung, inwieweit sich Social Dreaming in Selbsterfahrungsgruppen anwenden lässt, und fokussiert dabei die Gestalttheoretische Psychotherapie (GTP). Selbsterfahrung ist in der Psychotherapieaus- und weiterbildung

ein zentrales Element zum Erwerb therapeutischer Kompetenzen, wie etwa der Fähigkeit zur Selbstreflexion und zur Gestaltung therapeutischer Beziehungen. Lawrence spricht zwar in seinen Ausführungen ausschließlich von Psychotherapie, wenn er Social Dreaming damit vergleicht. Die Autorinnen gehen aber davon aus, dass sich die Kritikpunkte genauso auf die Selbsterfahrung übertragen lassen.

Die GTP ist eine in Österreich vom Bundesministerium für Gesundheit anerkannte Psychotherapierichtung, die sich dem humanistischen Menschenbild verpflichtet. Sie hat ihre Grundlage in der Gestalttheorie der Berliner Schule (M. Wertheimer, K. Köhler, K. Koffka, K. Lewin) und ist ein ganzheitlicher, phänomenologisch-experimenteller Ansatz, der Bezüge zur Tiefenpsychologie und Systemtheorie aufweist. Von einer differenzierteren Darstellung dieser Therapieschule wird an dieser Stelle abgesehen; eine solche findet sich z. B. bei Böhm und Stemberger (2018).

Was das Verständnis von Träumen in der GTP betrifft, so wird davon ausgegangen, dass Träume Unterschiedliches ausdrücken können: Gefühle, Gedanken, Probleme sowie den Versuch, diese zu bewältigen (Böhm 2019, 67). Damit wird sich weder der Wunscherfüllungstheorie, noch jener der Selbstdarstellung angeschlossen. Dies ist insofern bedeutsam, da hier ein wesentlicher Unterschied zu den Annahmen von Fritz Perls besteht, der an anderen Stellen, etwa mit dem Hier- und Jetzt-Prinzip, einen wichtigen Einfluss auf die therapeutische Arbeit in der GTP hat. Perls betrachtete alle Elemente eines Traumes fundamental als Anteile der träumenden Person selbst, während sich die GTP aus erkenntnistheoretischen Gründen dafür ausspricht, die erlebte Person-Umwelt-Beziehung im Traum als solche hinzunehmen.

In dem Bestreben, die Klient*in darin zu unterstützen, Bedeutung in ihren Traumerrinnerungen zu finden, wird Hinweisen auf Beziehungsqualitäten eine besondere Aufmerksamkeit zuteil. Dazu gehört auch die Situation der Mitteilung der Traumerrinnerung in der jeweiligen Therapiesituation, mit der gewisse Hoffnungen und Anliegen der Klient*in verbunden sein können (Stemberger 2019a, 36f.). Beim Umgang mit den Traumberichten der Klient*innen steht ein genaues Erkunden des unmittelbaren Erlebens im Zentrum, wodurch Interpretationen häufig obsolet werden. Es kann ein kreativer Prozess in Gang gesetzt werden, der zu Bezügen der psychologischen Situation der Klient*in führt. Das erlebnisorientierte Vorgehen kann sich je nach Anforderung von der Ich-Perspektive mit maximaler Nähe zum Traumgeschehen bis hin zu einer distanzierten Betrachtung über einen größtmöglichen Abstand erstrecken (Stemberger 2019a, 39).

In gestalttheoretischen Selbsterfahrungs- oder Psychotherapiegruppen bringt üblicherweise eine Person eine Traumerrinnerung nach dem oben beschriebenen Prozess ein und die Gruppe gibt im Anschluss Feedback und Sharing. Beim Feedback werden das wahrgenommene Verhalten und Handeln einer anderen Person sowie eigene Empfindungen an die Person zurückgemeldet. Es dient dazu, eigenes und fremdes Er-

leben aufeinander abzustimmen mit dem Ziel, dass Veränderungen beim Gegenüber stattfinden können. Gleichzeitig hat die Rückmeldung in der Gruppe auch einen therapeutischen Effekt auf beiden Seiten (Fengler 2010, 5). Beim Sharing im Sinne der themenzentrierten Interaktion (kurz TZI nach Ruth Cohn) sind immer vier Faktoren zu beachten: das Ich als Person, die sich dem Thema zuwendet; das Wir, das die Gruppe darstellt; das Es als Thema, auf das Bezug genommen wird, und die Umwelt von außen (Ruth Cohn spricht von Globe). Bei jeder Interaktion sind alle vier Faktoren zu beachten und das Sharing ist als das Teilen von etwas Persönlichem der Einzelnen (Ich) in Bezug auf das Thema (Es) zu verstehen (vgl. Rainer 2018, 47f.).

Im Unterschied zum Social Dreaming, bei dem über eine Vielzahl von Traumerinnerungen berichtet wird und so ein gemeinschaftliches Tagtraum-Erleben entsteht, ist der Fokus in der GTP-Gruppe üblicherweise auf einer einzelnen Traumerinnerung und der Suche nach deren Bedeutung für die Klient*in. Die Gruppe kann der Träumer*in beim Erkenntnisprozess und dem Herstellen von Bezügen zum Lebensalltag oder der Biografie hilfreich sein. Das Arbeiten der Klient*in kann wiederum einen therapeutischen Effekt für die anderen Gruppenmitglieder haben.

Zur Überprüfung der Fragestellung soll nun die Explorativstudie vorgestellt werden, bei der die Autorinnen der Frage nachgehen, inwiefern sich Social Dreaming dazu eignet, auch in gestalttheoretischen Selbsterfahrungsgruppen zum Einsatz zu kommen.

7 Explorativstudie Social Dreaming

Die Studie mit sechs Teilnehmerinnen und den beiden Hosts fand an drei Terminen im Oktober 2023 statt. Die ausschließlich weiblichen Gruppenteilnehmerinnen kamen entweder einmalig oder an zwei Abenden. Die Zusammensetzung der Gruppe war jeweils eine unterschiedliche. Allen gemeinsam sind die Ausbildung zur Psychotherapeutin in der Gestalttheorie und damit einhergehende Erfahrungen im Umgang mit Traumerinnerungen im Selbsterfahrungskontext der Psychotherapieausbildung. Nach den jeweiligen Social Dreaming Einheiten wurden die Teilnehmerinnen zu ihren Eindrücken gefragt, wie sie das Social Dreaming erlebt haben, auch im Hinblick auf die Unterschiede zum Arbeiten mit Traumerinnerungen in der Selbsterfahrung nach der Methode der Gestalttheoretischen Psychotherapie.

Zunächst werden die Inhalte der Social-Dreaming-Einheiten und die daraus entstandenen Themen aus dem Reflexionsprozess dargelegt. Im Anschluss kommt es zu einer eingehenden Beschäftigung mit den Erkenntnissen in Bezug auf die Forschungsfrage zur Anwendung von Social Dreaming in gestalttheoretischen Selbsterfahrungsgruppen.

7.1 Darstellung der Social-Dreaming-Einheiten

Social Dreaming: erste Einheit

Die ersten Traumerinnerungen und Assoziationen hatten die Themen *Leistung und Versagensangst* zum Inhalt. Es wurde von einem sich wiederholenden Traum berichtet, bei dem die Matura (Abitur) bzw. eine Abschlussprüfung nicht bestanden wird. Die Träumerin muss in die erste Klasse zurückgestuft werden, das sei »ganz schlimm« für sie, denn »alle Mühe sei umsonst gewesen«. Es folgten weitere Traumerzählungen zu diesem Thema. Die folgenden Traumerinnerungen und Assoziationen bewegten sich in Richtung *Naturkatastrophen durch Klimawandel* und die daraus resultierende *Ohnmacht*. Eine Teilnehmerin teilte einen Traum, in dem sie durch ein Fenster einen Tsunami anrollen sieht, in dem ihr schon älterer und gebrechlicher Vater treibt. Sie sorgt sich um ihn und möchte ihn in Sicherheit bringen. Sie merkt, dass er wie durch ein Wunder unversehrt geblieben ist. Es folgten mehrere Assoziationen zu Kinderserien aus den 1990ern, die Umweltschutz thematisieren. Die Traumerinnerungen in der Matrix bewegten sich weiter zu den Themenbereichen *Vergänglichkeit, Verletzlichkeit, Tod* und *Abschied*: vom Himmel herabfallende Steine, die die Mutter beinahe verletzen, schwarze Löcher im Himmel, die die Erde einzusaugen drohen, und eine traurige Abschiedsszene von der verstorbenen Großmutter. Hierauf kam es zu einer thematischen Wende, die durch einen Traumbericht von einer Affäre mit einem Mann auf der Reise nach Israel eingeleitet wurde. Die Träumerin berichtete von einer Sehnsucht, die klar gespürt wird, im Wacheleben jedoch verblasst ist. Alle weiteren Traumberichte und Assoziationen, die den Großteil der ersten Social Dreaming Matrix ausmachten, behandelten Themen der weiblichen *Lust, Sexualität* und *Sehnsucht*. Dabei stand vor allem die weibliche Sexualität, in welcher der Mann als lustvolles erotisches Objekt auftaucht, im Zentrum. So berichtete eine Teilnehmerin von einer Traumszene, in der sie mit einem schönen, dunkel gelockten Mann in einem Amphitheater aus weißem Marmor Geschlechtsverkehr hat. Eine andere Teilnehmerin erzählte von einer luziden Traumerinnerung, in der sie mit einem »Mann mit schönem Gesicht« schläft und sie nicht will, dass dieser Traum endet. Es kamen weitere, zum Teil luzide Träume rund um diese Motive zur Sprache. Ein zusätzlicher Aspekt dieses Themenkomplexes stellt das Verbot dar, sich der Lust frei hinzugeben, etwa in Form von Polizisten, die die Träumerin am Ausleben der Lust hindern.

Im Dream Reflecting Dialogue wurde das Empfinden geteilt, dass thematisch zunächst eine Schwere im Raum lag, die dann von Leichtigkeit und Lust abgelöst wurde. Die Auseinandersetzung mit der weiblichen Sexualität und das Ausdrücken von erotischer Sehnsucht wurde als etwas Verbindendes und gleichsam Befreiendes wahrgenommen. Es entstand ein Gefühl des Empowerments, indem verschiedene Aspekte

der weiblichen Lust thematisiert werden konnten, die üblicherweise im Verborgenen blieben. Offen über Lust zu reden, sei keine Selbstverständlichkeit und in der Frauengruppe leichter möglich. Die Gruppe teilte Erlebnisse von Erfahrungen im öffentlichen Raum, wo Männer Frauen als sexualisierte Objekte betrachten. Ein weiteres Thema, das als »schwer« empfunden wurde und zur Sprache kam, war die Bedrohung durch den Klimawandel. Es bestand darüber ein Bewusstsein sowie eine Ohnmacht, die mit der Frage verbunden war, ob es schon zu spät sei, die Klimakatastrophe aufzuhalten. Eine innere Abwehr, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, kam zur Sprache. Es wurde die Frage in die Runde gestellt, welche Zukunftsperspektiven es gäbe. Einerseits war das Gefühl von Ohnmacht und Hilflosigkeit vorherrschend, auf der anderen Seite bestand das Bedürfnis, aktiv zu werden. Mit den Gefühlen der Ohnmacht und Hilflosigkeit wurde der aktuelle Nahost-Krieg thematisiert. Die geteilten Traumerinnerungen zum Thema Leistung kamen zwar nicht im Dream Reflecting Dialogue zur Sprache, das Phänomen rund um Versagensängste kam aber im Anschluss zum Vorschein, als es um die Frage ging, wie Social Dreaming erlebt wurde im Vergleich zur gewohnten Herangehensweise in der Ausbildungsgruppe. Darauf wird später eingegangen.

Social Dreaming: zweite Einheit

In der zweiten Social Dreaming Matrix waren die Themen *Grausamkeit* und die damit verbundene *Verletzlichkeit* sowie *Kontrollverlust* vorherrschend. Traumerinnerungen wurden erzählt, in denen etwa »Gauner« einer Puppe den Kopf und die Beine abzwicken. In einem anderen Traum verliert ein Freund beide Beine, in einem weiteren fallen der Träumerin die Zähne aus. Es folgten Assoziationen und Erinnerungsbilder aus Kindheitstagen, in denen Schmetterlingen und Käfern Flügel und Beinchen ausgerissen worden waren. In einer Assoziation erzählte eine Teilnehmerin von einem Erlebnis mit einem übergriffigen Zahnarzt, der der Patientin eine Behandlung aufdrängen wollte, sie jedoch im letzten Moment aufstand und ging. Das Thema des Kontrollverlustes zeigte sich in Traumbildern im Verlust bzw. in der Verfremdung der eigenen Sprache. Weitere Motive der zweiten Social Dreaming Matrix waren *Pubertät* und *Jungfräulichkeit*. Es kam eine Märchen-Assoziation zu Schneewittchens Mutter, die sich mit der Nadel in den Finger sticht, und zum roten Blut, das im weißen Schnee so schön aussieht. Darauf folgte eine Assoziation zu Menstruationsblut. Auch Dornröschen sticht sich mit der Nadel und fällt in einen 100-jährigen Schlaf, der den Beginn der Pubertät einläutet, wobei das Erwachen das Ende der Jungfräulichkeit symbolisiert. Es wird Ärger darüber geäußert, dass nur ein Mann Dornröschen wecken kann.

Im Dream Reflecting Dialogue wurde die Rolle von Männern in der Gesellschaft diskutiert, in den Träumen waren sie vor allem grausam (Gauner und Verbrecher). Die steigende Anzahl an Femiziden in Österreich kam zur Sprache und warf viele Fragen

auf, wie etwa zu den Machtverhältnissen zwischen Frauen und Männern. Der gegenwärtige Nahost-Konflikt und die Grausamkeit des Krieges wurden thematisiert, ebenso wie ein Gefühl des Kontrollverlustes über das Geschehen und eine gewisse Hilflosigkeit. Aktuelle Medienbilder von Klimakatastrophen lösten diese Gefühle ebenfalls aus. Daran entstand die Frage in der Runde, welche Handlungsmöglichkeiten es im Hinblick auf diese Geschehnisse gebe, und dabei kamen Zivilcourage und unterschiedliche Arten des Engagements zur Sprache. In Verbindung mit anderen Menschen könne mehr bewirkt werden und dadurch Hoffnung entstehen.

Social Dreaming: dritte Einheit

In der dritten und letzten Social Dreaming Matrix war das Thema *Krieg* vorherrschend und die damit verbundene Frage nach der *Schuld*. Es wurde eine Traumerinnerung geteilt, in der ein SS-Mann erscheint, und plötzlich stellt sich die Träumerin mit Schrecken die Frage, ob sie selbst der SS-Mann sei. Als Assoziation folgte zugleich die Frage nach der Involviertheit unserer Vorfahren im zweiten Weltkrieg und auch die Überlegung, wie viel wir als die nachfolgenden Generationen überhaupt wissen und wie viel wir wissen wollen. Assoziationen zu Erinnerungen mit der Großelterngeneration wurden geteilt, beispielsweise Großmütter, die beim Waldspaziergang Bombenlöcher und Schützengräben zeigen. Das Nicht-wissen-Wollen bzw. das Nicht-wahrhaben-Wollen in Anbetracht des Unfassbaren spielte in einer Traumerinnerung eine Rolle, in der ein Baby fast in der Badewanne ertrinkt. Es ist in Lebensgefahr, was jedoch vom Vater bagatellisiert wird. Die Bedrohung durch aktuelle Kriege und das Gefühl, dass jederzeit etwas Schreckliches passieren könnte, zeigten sich in unterschiedlichen Träumen. Assoziationen zum Terroranschlag in Wien vor vier Jahren tauchten auf. Dem Erschreckenden und Unfassbaren standen Assoziationen von paradiesischen Vorstellungen und Glück gegenüber. In einer schönen Kindheitserinnerung wird der Boden gemeinsam mit der Mutter für die Gemüsesaat vorbereitet. Das assoziierte Bild der Bohnenranke tauchte auf und die Vorstellung, dass diese Zauberbohne in den Himmel in ein Schlaraffenland wächst. Es folgten weitere Traumerinnerungen und Assoziationen zu Reichtum und Glück.

Im Dream Reflective Dialogue kam das Unbehagen zur Sprache, sich schon wieder mit dem Thema Krieg zu befassen. Es sei der Wunsch vorhanden gewesen, sich um leichtere und schönere Bilder zu bemühen. Der Schmerz des Krieges sei spürbar gewesen, genauso wie der Wunsch, dem Bedrückenden zu entkommen. Während des Wirtschaftsaufschwungs in den 1950er Jahren habe man sich ebenso nicht mit den Schrecken des Krieges beschäftigen wollen und auch nicht mit dem Gefühl der Schuld. Es kam zu einem Austausch darüber, wie unterschiedlich mit dem Erleben von Schuld umgegangen wird. Es gebe auf der einen Seite empfundene Schuld für etwas, das man selbst nicht zu verantworten habe, aber auch Schuld, die nicht empfunden werde.

7.2 Reflexion der Social-Dreaming-Einheiten

Nach Lawrence lassen Inhalte, die in der Matrix auftauchen, auch immer Rückschlüsse auf den gesellschaftlichen Kontext der Gruppenmitglieder zu. Zwei wesentliche Gemeinsamkeiten in der Gruppe sind zum einen das Geschlecht im Sinne von Gender, denn alle Teilnehmerinnen sind Frauen, und zum anderen der berufliche Kontext der Psychotherapeutin (in Ausbildung). Die vorherrschenden Themen von weiblicher Sexualität und die Frage nach den Geschlechterrollen, Macht und Ohnmachtskonstellationen in der Gesellschaft sowie die Leistungskomponente können unter diesen Gesichtspunkten betrachtet werden.

Was im Zusammenhang mit dem Thema Leistung in der ersten Social Dreaming Matrix zum Ausdruck gekommen ist, kann im Ausbildungskontext verstanden werden. Auch darin spielen Leistung, Bewertung und damit verbundenen Ängste, nicht gut genug zu sein, eine Rolle. Im Social Dreaming sei weniger Druck erlebt worden, etwas Passendes zu sagen, unter anderem deshalb, da das Individuum weniger im Zentrum stehe (auch durch den fehlenden Blickkontakt), sondern der Fokus auf dem gemeinschaftlichen Traumprozesse liege. Ein weiterer Aspekt sei das Fehlen einer leitenden Person. Die Social Dreaming Matrix sei als sicherer Raum wahrgenommen worden, in dem auch weniger Scham verspürt worden sei als in der Selbsterfahrungsgruppe der Ausbildung.

Das Prozessgeschehen im Social Dreaming unterliegt grundsätzlich der Selbststeuerung der Gruppe. Dieses wurde von den Teilnehmerinnen als dynamisch und anregend beschrieben. Dies war vor allem in der ersten Einheit der Fall, wo es um lustvolle Inhalte ging. Trotz des zum Teil hohen Tempos und der rasch wechselnden Bilder sei ein Einbringen leicht möglich gewesen. Der Prozess der zweiten Social Dreaming Matrix wurde von der Gruppe mit dem Bild von Wellen beschrieben. Es sei immer wieder zu Pausen zwischen diesen Wellen gekommen, welche die Traumerinnerungen und Assoziationen darstellen. Durch eine gewisse Langsamkeit hätten die Bilder Zeit gehabt, sich zu entfalten. Es habe außerdem eine Ausgeglichenheit in der Gruppe bestanden, wie sehr sich die einzelnen Gruppenmitglieder einbrachten. Das langsamere Tempo der Bilder kam hauptsächlich dort zustande, wo die Inhalte eine gewisse Schwere aufwiesen. Dies sei in allen Einheiten zeitweise der Fall gewesen, jedoch vor allem in der letzten Social Dreaming Matrix, in der die Themen Krieg und Schuld vorherrschend waren. Das Kommunizieren in Bildern ohne Blickkontakt habe einen fluiden Prozess ermöglicht, der wenig thematisch-inhaltlich ausgerichtet gewesen sei. Im Rückblick sei ersichtlich geworden, dass dennoch ein Oszillieren um bestimmte Themenbereiche stattgefunden habe. In der Matrix habe sich etwas verdichtet oder ergänzt, bzw. kontrastiert. Bezüglich der Art und Weise, wie Themen in der Matrix aufs Tableau gebracht und besprechbar wurden, seien die Einheiten als ein beinahe tabuloser Raum empfunden worden.

Das Social Dreaming wurde von den Teilnehmerinnen zudem als etwas erlebt, das mehr »in die Breite« als »in die Tiefe« gehe. Durch die abwechselnden Assoziationen und Traumerzählungen habe das Social Dreaming einen ausbreitenden, nicht zielgerichteten Charakter. Von einer Teilnehmerin wurde der Aspekt der Breite mit der Leichtigkeit einer »Kaffeehaus-Stimmung« verglichen. Der Wunsch nach einer stellenweisen Vertiefung und einer verstärkten Bezugsetzung der Themen mit der eigenen Person wurde geäußert. Das tiefere Eingehen auf eine Traumerinnerung in gestalttheoretischen Gruppen wurde als Kontrast wahrgenommen.

Durch das freie Assoziieren bzw. das Teilen von spontan auftkommenden Traumerinnerungen könnten lang vergessene Erinnerungen »aus der Tiefe« an die Oberfläche kommen. Vom Persönlichen würde etwas zum Gemeinsamen gelangen und das Gemeinsame berühre wiederum das Persönliche. Eine Teilnehmerin beschrieb es folgendermaßen: Wenn eine Traumerinnerung geteilt wird, dann fügt jede Teilnehmerin ein weiteres »Puzzlestück« hinzu und exploriert. Und weiter: Die Träume gemeinsam zu erkunden ist wie das Ausbreiten eines großen, weiten Netzes, das sich immer weiter aufspannt. Umgekehrt werden durch den Input der anderen Träumerinnen eigene Themen in einem angerührt und aufgedeckt.

Auch am Bedürfnis, das Erleben der schrecklichen Kriegsbilder (Anm. der Autorinnen: Im Oktober 2023 kam es zu einer neuen Eskalationsstufe des Nahostkonflikts) zu teilen, zeige sich, dass Social Dreaming, insbesondere der Dream Reflecting Dialogue, eine »therapeutische Wirkung« haben kann. Die zuvor alleine erlebten Gefühle von Angst und Ohnmacht habe man mit einer Gruppe teilen können. Diese seien durch das Auftauchen der Kriegsthemen in der Social Dreaming Matrix erst an die Oberfläche gekommen.

Insgesamt wurde das Social Dreaming Experiment von den Teilnehmerinnen als eine anregende Erfahrung beschrieben, bei der ein starkes Gemeinschaftsgefühl entstanden sei. In den Rückmeldungen wurde die gemeinsame gesellschaftliche Lebenswelt deutlicher, aber auch ganz persönliche Themen fanden sich in den geteilten Träumen und Erinnerungen wieder.

8 Schlussfolgerungen

Welche Rückschlüsse können an dieser Stelle zur Beantwortung der Fragestellung gezogen werden? Die Explorativstudie ermöglicht es, einige der Voraussetzungen näher zu bestimmen, die für die Möglichkeit einer Anwendung von Social Dreaming bzw. Elementen daraus in gestalttheoretischen Selbsterfahrungsgruppen wichtig sind und wie eine mögliche Adaption dafür aussehen könnte. Was die Explorativstudie nicht leisten konnte, ist die Beantwortung der Frage, inwieweit Social Dreaming in *psychotherapeu-*

tischen Gruppen angewendet werden kann und welche Voraussetzungen dafür gegeben sein sollten. Hierfür sind weitere Untersuchungen notwendig und von Interesse.

An dieser Stelle wollen die Autorinnen auf die Fragestellung der Anwendung von Social Dreaming in der gestalttheoretischen Selbsterfahrung zurückkommen.

Zunächst lässt sich ein Widerspruch zur Annahme von Lawrence feststellen, die besagt, dass Traumberichte beim Social Dreaming ausschließlich soziokulturelle Dimensionen aufweisen. Die Rückmeldungen der Studienteilnehmerinnen haben deutlich gezeigt, dass sowohl der persönliche Bezug zum Traum als auch die gesellschaftliche Einbettung relevant und erlebbar geworden sind. Dort, wo im Social Dreaming persönliche Momente nicht weiter vertieft worden sind, haben sie dennoch nachgewirkt. Das kreative Teilen von Traumerinnerungen und Assoziationen in der Gruppe ermöglichte ein verbindendes Erleben. Die Teilnehmer*innen begaben sich auf eine gemeinsame Reise in die Tagtraum-Welt, bei der sich ganz persönliche, intime Inhalte und deren soziale Einbettung gezeigt haben und im gemeinsamen Erleben in einen neuen Kontext gestellt werden konnten. So könnten beispielsweise erotische Träume mit sexuellem Inhalt als etwas ausschließlich Persönliches gesehen werden, aber im Social Dreaming wurde gerade der gesellschaftspolitische Kontext von weiblicher Erotik sehr offenkundig. Wenn man im Sinne der Feldtheorie von Lewin das untrennbare Verbundensein und die enge Wechselwirkung zwischen Person und Umwelt anerkennt, ist dieser Befund naheliegend.

Es ist davon auszugehen, dass keine moderne Selbsterfahrung oder Psychotherapie gesellschaftliche Rahmenbedingungen und deren Einfluss auf das Individuum (gänzlich) ausblenden kann. Dies würde den aktuellen bio-psycho-sozialen Theorien zur Entstehung von Krankheit und Gesundheit widersprechen. Auch der von Freud bereits 1930 in seinem Werk *Das Unbehagen in der Kultur* postulierte Zusammenhang von psychischen Leidenszuständen und gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen würde übersehen werden (Freud 1930, 13–19).

Da im Social Dreaming gesellschaftlichen Themen eine größere Bedeutung zukommt, als dies in Selbsterfahrungsgruppen im Rahmen der Ausbildung üblich ist, kann davon ausgegangen werden, dass dessen Anwendung den Blick auf gesellschaftliche Phänomene schärfen kann und so in weiterer Folge einer u. a. von Heiner Keupp (2010) bezeichneten »Gesellschaftsvergessenheit« in der Psychotherapie entgegengesteuert würde. In der Explorativstudie waren diese Themen etwa das Erleben von aktuellen politischen Krisen oder die Belastung durch den Klimawandel, um nur einige zu nennen.

Bei der Anwendung von Social Dreaming in der Ausbildungsgruppe gilt es jedoch, spezifische Gegebenheiten zu berücksichtigen, denn die Methode lässt sich nicht »einfach so« in gestalttheoretische Gruppen übertragen. Es gibt bestimmte Rahmenbedingungen, die zu beachten sind, so etwa die besondere Rolle der Leiter*innen in

Selbsterfahrungsgruppen. Zwar ist die therapeutische Rolle in GTP – im Unterschied zu anderen Therapierichtungen – keine abstinente, denn auch (Lehr-)Therapeut*innen können mittels Feedback und Sharing persönliche Inhalte teilen. Dies geschieht jedoch wohllosiert, gut überlegt und wird nur gezielt im Sinne der Förderung der Klient*in bzw. Ausbildungskandidat*in eingebracht. Dennoch ist diese Rolle eine andere als die der Hosts im Social Dreaming. Sie ist geprägt von einer hohen Verantwortungsübernahme und einem aktiven Sich-Einbringen für einen konstruktiven Gruppenprozess. Würde die Leiter*in einer Selbsterfahrungsgruppe temporär in die Rolle des Hosts eintreten, würde dies von den Gruppenmitgliedern eine ausreichende Bereitschaft und Fähigkeit zur Selbststeuerung erfordern. Auch das bereits angesprochene Sharing der Gruppenleiter*in, was im Falle des Social Dreamings ein Einbringen mit eigenen Beiträgen bedeuten würde, würde eines ausgeprägten Fingerspitzengefühls und Selbstreflexionsvermögens bedürfen, um in keine Rollenkonfusion zu geraten.

Das Feedback und Sharing in gestalttheoretischen Gruppen und auch der Dream Reflecting Dialogue im Social Dreaming ermöglichen ein Anreichern und Zusammenführen der geteilten Inhalte. Die Gruppe wird zum *Ort der schöpferischen Freiheit* (Metzger 2022) und durch die Wechselbeziehung zwischen der einzelnen Person und der Gruppe kann ein besseres Verständnis über das Verhältnis zu sich selbst und zu seiner Umwelt gefunden werden. In der Social Dreaming Praxis zeigte sich das folgendermaßen: Die geteilte unmittelbare Betroffenheit über manche gesellschaftlichen Bedingungen wurde im Dream Reflecting Dialogue als etwas Gemeinschaftliches erlebt, wodurch ein Gefühl der Solidarität entstanden ist. Diese Erfahrung kann sowohl in Selbsterfahrungsgruppen, aber auch in psychotherapeutischen Gruppen eine heilsame Wirkung entfalten. In der dritten Einheit der Explorativstudie, in der Kriegsthemen und Angst eine große Rolle spielten, entstand durch das Teilen in der Gruppe auch ein Gefühl von Hoffnung. An diesen Phänomenen wird deutlich, dass durch die Wechselwirkungen in der Gruppe Anklang auf das Erleben der Einzelnen möglich wird.

Hier sehen die Autorinnen eine wesentliche Parallele zum Sharing in der gestalttheoretischen Gruppe. Es wird erlebbar, dass innerpsychische Gefühle, Gedanken und Bedürfnisse in Bezug auf die erlebte Umwelt auch überindividuell existieren.

Bemerkenswert erscheint es den Autorinnen, dass zu Beginn der ersten SD Matrix der Leistungsaspekt eingebracht wird und auch in den Rückmeldungen der Teilnehmerinnen mehrfach betont wird, dass Social Dreaming im Unterschied zum Teilen von Trauerinnerungen in der Ausbildungsgruppe als »freier« empfunden werde, unter anderem da der beobachtende Blick (z. B. auch der Lehrtherapeut*innen) weg falle. So könnte das Anwenden der Methode in der Ausbildungsgruppe oder auch in anderen Selbsterfahrungsgruppen einen vorhandenen Leistungsdruck vorübergehend reduzieren und so einen Ort der schöpferischen Freiheit schaffen, wo kreatives Lernen möglich wird.

Ein ganz wesentlicher Aspekt in den Rückmeldungen der Teilnehmerinnen bezog sich auf die unterschiedlichen Umgangsweisen mit geteilten Inhalten in der Gruppe. Während die Social Dreaming Matrix ein relativ breites und zum Teil rasches Wechseln der Inhalte zeigte, werden in der Ausbildungsgruppe als Ort der Selbsterfahrung von Personen geteilte Inhalte sehr genau erkundet und vertieft. Eine mögliche Erweiterung des Social Dreamings in Bezug auf den Aspekt der Selbsterfahrung könnte dann in etwa so aussehen, dass Inhalten, die in der Breite, d. h. durch Assoziationen und Trauerinnerungen geteilt werden, auch die Dimension der Tiefe hinzugefügt wird, etwa durch die Möglichkeit, dass diese bei Bedarf im Anschluss an die Social Dreaming Matrix aufgegriffen und weiter bearbeitet werden. Diese Überlegungen stehen unserer Ansicht nach nicht im Widerspruch zum Social Dreaming. Anders sieht es Lawrence, der meint, dass sich die Psychotherapie – wir gehen davon aus, dass wir diese Aussage auch auf die psychotherapeutische Selbsterfahrung übertragen können – ausschließlich auf die Persönlichkeit beziehe und dass Social Dreaming die gesellschaftlichen Phänomene in den Fokus nehme. Die Autorinnen haben dies mithilfe der Explorativstudie widerlegen können und nehmen die Berücksichtigung beider Bereiche als gewinnbringend wahr.

Wie anhand der Schlussfolgerungen herausgelesen werden kann, lässt sich die eingangs gestellte Fragestellung, ob Social Dreaming in gestalttheoretischen Gruppen zum Einsatz kommen kann, ganz klar mit einem Ja beantworten. Die Autorinnen sehen die Erfahrung mit Social Dreaming nicht nur als bereichernd an, sondern finden darin eine kreative Möglichkeit, gesellschaftliche und soziale Aspekte noch mehr in den Blick zu nehmen.

Literatur

- Abdel-Malek, Salaam Hana. 2023. »A Group Psychoanalytic Approach to the Social Dreaming Matrix: A Found-and-Created Device«. *British journal of psychotherapy* 39 (4): 732–750.
- Armstrong, David und Michael Rustin. 2021. »Psychoanalysis, social science and the Tavistock tradition«. In *The Tavistock Century. 2020 Vision*, hrsg. v. Margot Waddell und Sebastian Kraemer, 15–28. Oxfordshire: Phoenix.
- Beradt, Charlotte. 2016. *Das dritte Reich des Traumes*. Berlin: Suhrkamp.
- Böhm, Angelika und Gerhard Stemberger. 2018. »Gestalttheoretische Psychotherapie«. In *Grundlagen der Psychotherapie. Lehrbuch zum Psychotherapeutischen Propädeutikum*, hrsg. v. Markus Hochgerner, 181–191. Wien: Facultas.
- Böhm, Angelika. 2019. »Stichwort ›Traumarbeit‹ in der Psychotherapie. Lexikon zur Gestalttheoretischen Psychotherapie«. *Phänomena* 11 (1): 67–68.
- Borgi, Lidia, Claudio Cassardo, Elisa Mingarelli und Elena Vegni. 2021. »The relevance of social dreaming for action research: exploring jail workers' unconscious thinking of the changes in the prison organization«. *Research in Psychotherapy: Psychopathology, Process and Outcome* 24 (2): 165–175.

- Brenner, Charles. 2017: *Grundzüge der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Fengler, Jörg. 2010. »Feedback als Interventions-Methode«. *Gruppendynamik und Interventions-techniken* 41 (1): 5–20.
- Freud, Sigmund. 1900a. *Traumdeutung*. Der Traum. In *GW II/III*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, Sigmund. 1930. *Das Unbehagen in der Kultur*. Wien: Internationaler Psychoanalytiker Verlag.
- Fubini, Franca. 2010. »Totalitarian Toddlers: Consulting in the mental health services«. In *The creativity of social dreaming*, Hrsg. v. Gordon W. Lawrence, 131–146. London: Karnac.
- Hahn, Barbara. 2016. »Ein kleiner Beitrag zur Geschichte des Totalitarismus«. Nachwort«. In *Das dritte Reich des Traumes*, 148–155. Berlin: Suhrkamp.
- Hierdeis, Helmwart. 2018. *Traum und Traumverständnis in der Psychoanalyse*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Keupp, Heiner. 2010. »Von der Gesellschaftsvergessenheit der Psychotherapie und der Notwendigkeit von Gesellschaftsdiagnostik«. In *40 Jahre Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie*, 112–134. Mainz: GWG.
- Lawrence, W. Gordon. 2005. *Introduction to Social Dreaming. Transforming Thinking*. London: Karnac.
- Lawrence, W. Gordon und Hanna Biran. 2008. »The Complementary of Social Dreaming and Therapeutic Dreaming«. In *Dreams in Group Therapy: Theory and Technique*, hrsg. v. Claudio Neric, Malcolm Pines und Robi Friedman, 220–232. London: Jessica Kingsley.
- Lawrence, Gordon W. 2010. *The Creativity of Social Dreaming*. London: Karnac.
- Lewin, Kurt. 1963. *Feldtheorie in den Sozialwissenschaften*. Bern und Stuttgart: Huber.
- Lindorfer, Bernadette. 2021. »Personality Theory in Gestalt Theoretical Psychotherapy: Kurt Lewin's Field Theory and his Theory of Systems in Tension Revisited«. *Gestalt Theory* 43 (1): 29–46.
- Manley, Julian. 2014. »Gordon Lawrence's »Social Dreaming Matrix«: Background, origins, history, and developments«. *Organisational & Social Dynamics* 14 (2): 322–341.
- Marogna, Cristina, Chiara Masaro, Vincenzo Calvo, Simona Ghedin und Floriana Caccamo. 2022. »The extended unconscious group field and metabolization of the pandemic experience: dreaming together to keep cohesion alive«. *Research in Psychotherapy: Psychopathology, Process and Outcome* 25 (3): 399–410.
- Metzger, Wolfgang. 2022. *Schöpferische Freiheit – Gestalttheorie des Lebendigen*, hrsg. v. Marianne Soff und Gerhard Stemberger. 3. erneuerte und erweiterte Aufl. Wien: Verlag Wolfgang Krammer.
- Neumann, Jean. 2005. »Kurt Lewin at The Tavistock Institute«. *Educational Action Research* 13 (1): 119–136.
- Noack, Amélie. 2010. »Social dreaming: competition or complementation to individual dreaming?«. *Journal of Analytical Psychology* 55 (5): 672–690.
- Ortona, Donatella und Eleonora Planera. 2010. »Migrant dreams: Integrating political refugees and immigrants in the local Italian community«. In *The creativity of social dreaming*, hrsg. v. Gordon W. Lawrence, 83–94. London: Karnac.
- Pasini, Elisabetta und Cinzia Trimboli. 2023. *A Social Dreaming Experience at the Time of COVID 19*. Berlin: Springer.
- Rainer, Margit. 2018. »Ich glaube, dass etwas gut ist im Menschen ...« Zu Leben und Werk von Ruth Cohn (1912–2010), Begründerin der Themenzentrierten Interaktion (TZI)«. *Phänomenal* 10 (1): 43–51.
- Slade, Laurie. 2010. »Image to gesture: Social Dreaming with student theatre directors«. In *The creativity of social dreaming*, hrsg. v. Gordon W. Lawrence, 25–40. London: Karnac.
- Stemberger, Gerhard. 2010. »Alles in deinem Traum bist du! (?). Erkenntnistheoretische und praktische Fragen der Arbeit mit Träumen«. *Phänomenal* 2 (1): 21–24.
- Stemberger, Gerhard. 2015. »Ich und Selbst in der Gestalttheorie«. *Phänomenal* 7 (1): 19–28.

- Stemberger, Gerhard. 2019a. »Traumarbeit« – Ein kritischer Vergleich der Perls'schen Konzeption mit der Gestalttheoretischen Psychotherapie. *Phänomenal* 11(1): 35–42.
- Stemberger, Gerhard. 2019b. »Träume und Traumberichte in der Gestalttheoretischen Psychotherapie. Eine Explorativ-Studie«. *Phänomenal* 11 (1): 43–52.
- Thomä, Helmut und Horst Kächele. 2006. *Psychoanalytische Therapie*. 3. Aufl. Heidelberg: Springer.

Die Autorinnen

Barbara Binder, Psychotherapeutin in Ausbildung unter Supervision (Gestalttheoretische Psychotherapie), Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Übergangsphasen im Einzel- und Gruppensetting. Psychotherapeutin in freier Praxis.

Kontakt: Barbara Binder, Währinger Straße 26/13, 1090 Wien, E-Mail: barbara@binder-psychotherapie.at

Simone Bruckner, Psychotherapeutin (Gestalttheoretische Psychotherapie) und Klinische und Gesundheitspsychologin. Beruflich tätig im Bereich der medizinischen Rehabilitation (Zentrum für ambulante Rehabilitation Wien, PVA) sowie in freier psychotherapeutischer Praxis in Wien. Lehr-tätigkeit an psychotherapeutischen Propädeutika in Wien: ARGE Bildungsmanagement, ÖAGG, ÖGWG und ÖTZ-NLP.

Kontakt: Simone Bruckner, Rembrandtstraße 8/3, 1020 Wien, E-Mail: praxis@psychotherapie-bruckner.net

Gebaute Träume

Wege zu einer tiefenpsychologischen Kunstwirkungsforschung

Herbert Fitzek

Journal für Psychologie, 32(2), 62–85

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2024-2-62>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Traum und Kunst sind psychische Gebilde, die wenig zur unmittelbaren Alltagsbewältigung beizutragen scheinen. Sigmund Freud gaben sie gerade deshalb wertvollen Aufschluss über das Wirken des Unbewussten in der menschlichen Lebenswelt. Freud orientierte sich in seiner Rekonstruktionsarbeit an der These der vollständigen Sinn determinierung aller seelischen Erscheinungen und bezog Träume und Kunstwerke auf Motive aus der Lebensgeschichte der Träumenden und Kunstschaffenden. Durch die Beschäftigung mit Dichtung und bildender Kunst, insbesondere mit der *Gradiva*-Erzählung von Wilhelm Jensen und dem *Moses* des Michelangelo, geriet er darüber hinaus an die Wirkungsfrage, die er aber nicht weiterverfolgte. Wie auf der Grundlage des tiefenpsychologischen Ansatzes systematische Wirkungsforschung mit Kunstwerken möglich ist, wird mit Blick auf ein derzeit in Mailand umgesetztes Projekt mit Anselm Kiefers *Sieben Himmelspalästen* beispielhaft vorgestellt.

Schlüsselwörter: Tiefenpsychologie, Kunst, Wirkungsforschung, morphologische Psychologie, morphologische Beschreibung

Constructed Dreams

Considering Depth-Psychological Research on the Impact of Arts

Dreams and art are psychological structures that seem to contribute little to coping with everyday life. For Sigmund Freud, that is especially why they provide valuable information about how the unconscious affects the human mind. In his reconstruction work, Freud was guided by the thesis of the complete determination of the meaning of all mental phenomena and related dreams and artefacts to motifs from the life stories of the dreamers and artists. Through his involvement with poetry and visual art, particularly the *Gradiva* novel by Wilhelm Jensen and Michelangelo's *Moses* sculpture, he came across the question of impact, which he did not pursue further. The possibility of systematic research on the impact of works of art

on the basis of a depth psychological approach is presented by taking into account a project currently being implemented in Milan including Anselm Kiefer's *Seven Heavenly Palaces*.

Keywords: psychoanalysis, art, impact research, morphological psychology, morphological description

1 Traum und Kunst in der Tiefenpsychologie

Traum und Kunst sind für Sigmund Freud wichtige Merkzeichen für die Bedeutung unbewusster Sinndeterminationen in der seelischen Produktion (1941b, 1942). In seinen Schriften zur Psychoanalyse als Diagnose- und Heilmethode geben Träume entscheidende Belege für das Verständnis von Krankengeschichten. Dichtungen geben in analoger Weise Aufschluss über das Schicksal der handelnden Figuren, darüber hinaus auch über die Lebensproblematiken ihrer Schöpfer. Ich werde zunächst zu zeigen versuchen, wie Freud besonders in seinem Aufsatz über Wilhelm Jensens *Gradiva*-Novelle Kunst und Traum in den Dienst der Prüfung des entscheidenden Grundsatzes der analytischen Methode stellt, der auf der vollständigen (bewussten und unbewussten) Sinndetermination aller Äußerungen des Erlebens und Verhaltens beruht und insofern den Kern der analytischen Beschreibungs- und Rekonstruktionsarbeit ausmacht (Freud 1941a).

Anders als im Traum, der konstitutionell ganz in die Privatsphäre des Träumenden einbezogen ist, zeigt sich die Kunst intentional einem aufmerksamen Publikum. Hier stellt sich zusätzlich die Frage der Wirkung, die Freud nur indirekt angesprochen hat und auch die neuere kunstpsychologische Forschung kaum berührt, obwohl sich gerade hinsichtlich der Kunstrezeption ein empirischer psychologischer Zugang nahelegt (Schuster 2000). Die Wirkung von Kunst ist methodisch sehr viel einfacher zugänglich als die vielfach den Träumenden selbst unzugänglichen Traum Inhalte. Allerdings wurde das Kunsterleben schon zu Freuds Zeiten wie auch heutzutage durch wahrnehmungspsychologische wie auch durch (kunst-)wissenschaftliche Deutungsdomänen überlagert. Ohne ästhetische Vorerfahrung – wie andererseits auch mit zu viel Vorwissen um Werk, Stil und Sujet, künstlerische Intentionen und eingesetzte Techniken – erschließt sich der erlebende Zugang zur Kunst eher mühsam.

Im zweiten Teil meiner Darstellung werde ich der Beobachtung nachgehen, dass die Kunstpsychologie mit ähnlichen Problemen wie die psychologische Behandlung der Träume konfrontiert ist. Es bedarf einer Einübung, um den erlebenden Zugang von Zensur und Befangenheiten zu befreien, und einer entsprechenden Deutungskunst, um Sinnzusammenhänge im individuellen Zugang und im Vergleich der Rezipienten miteinander zu erschließen (Salber 1999). Den tiefenpsychologischen Zugang zur Wirkung

von Kunst haben wir an vielen Kunstwerken mithilfe der morphologischen Beschreibung weiterentwickelt (Fitzek 2019, 2022).

Abschließend gehe ich auf eine aktuelle Arbeit zu einem Kunstwerk ein, das sich leichten Einordnungsversuchen allein schon durch seine raumgreifende Anordnung in einer ausgedehnten Halle entzieht und Gelegenheit bietet, Kunst als sinnliches Gesamterlebnis von figuralen, akustischen und architektonischen Eindrücken wahrzunehmen. Es handelt sich um eine Version von Anselm Kiefers *Sieben Himmelspaläste*, die im HangarBicocca dauerhaft installiert ist und als Figuration von monumentalen Betontürmen und filigranen Gemälden des Künstlers durchwandert werden kann (Kiefer 2018). Komplementär zu Freuds Beobachtungen zu Träumen als Ausdruckshänomenen konnten wir dabei beobachten, wie sich Traumartiges in der Kunst als Wirkungshänomen zur Geltung bringt.

2 Der Symptomwert von Träumen in der Krankenbehandlung

Das in der Öffentlichkeit bekannteste Werk Sigmund Freuds und ein für die wissenschaftliche Ausrichtung des psychologischen Denkens im 20. Jahrhundert richtungsweisendes Merkzeichen ist die mit Absicht auf das Jahr 1900 vorterminierte *Traumdeutung* (Freud 1899/1942).

Freud hatte bis zu diesem Zeitpunkt einen mühevollen Weg aus der Schulmedizin in die Psychiatrie und Psychologie hinein zurückgelegt, welche er ganz anders zu verstehen begann, als es unter den an Universitäten tätigen akademischen Vertretern üblich war. Wie er in seinen vielbeachteten Vorlesungen »Über Psychoanalyse« an der Clark University im Jahr 1909 selbst betonte, war ihm die Beteiligung an wissenschaftlichen Kontroversen weniger wichtig als die Suche nach einer aussichtsreichen »Untersuchungs- und Heilmethode« für neurotische Krankenschicksale (1943a, 3). Im Krankheitsverständnis der zeitgenössischen Psychiatrie und Psychologie war das Verstehen der Herkunft von Beschwerden und Symptomen von untergeordnetem Interesse. Krankheiten wurden einer körperlichen Kausaldynamik zugeschrieben und Heilmethoden als naturwissenschaftliche Verfahren bestimmt. Für psychische Erkrankungen galten in der zeitgenössischen Medizin prinzipiell die gleichen Annahmen. Mit der Kur aber haperte es. Freud bemerkte, dass die in der psychiatrischen Diagnostik häufig verzeichneten Symptome unklarer Herkunft nicht nur ein Problem für die Ärzte seiner Zeit bildeten, sondern außerdem ein auf die Leidenden zurückfallendes Ärgernis (1943a, 6).

Das bei körperlichen Beschwerden nützliche Modell der Kausaldynamik schien ihm für die Genese psychischer Krankheiten nicht zu taugen, er fand für deren Heilung einen verstehenden Zugang unerlässlich. Freud machte für psychische Erkrankungen

einen aus der Krankengeschichte aufklärbaren komplexen Bedingungs-zusammenhang verantwortlich, der nur über aufwändige Beschreibungs- und Erinnerungsarbeit mit den Patientinnen und Patienten zugänglich werde (1943a, 11ff.). Psychische Störungen stünden demnach in einem Zusammenhang mit kritischen Lebensereignissen. Symptome seien sinnhafte, wenngleich behinderte und behindernde Ausdrucksbildungen. Das wurde Freud zum Anlass, die ärztliche Diagnostik durch eine gründliche Anamnese der Krankengeschichte zu ergänzen, über die er sich eine Klärung der Herkunft der Symptome und zugleich die Findung von Möglichkeiten für deren Heilung versprach. Dem Prozess einer missglückten Bewältigung von belastenden Lebensproblematiken entspreche therapeutisch eine nachgeholt Aufarbeitung in der psychoanalytischen Behandlung, für die er später die Merkwörter »Erinnern, Durcharbeiten, Wiederholen« findet (1946a).

In seinen Therapieanstrengungen stellte Freud sehr schnell fest, dass sich die Erinnerungsarbeit nicht nur deshalb mühsam gestaltet, weil die Herkunft der Krankheit in der Geschichte der Erkrankten weit zurückliegt und vielschichtig ist, sondern weil das Vergessen in gewisser Weise nützlich ist und gegen die Rückkehr der Erinnerungen durch Lücken und Verdrehungen versichert. Er schloss daraus, dass ein Anteil der psychischen Tätigkeiten gegen die Wiederherstellung der Erinnerung aufgewendet wird und im Sinne eines vermeintlich gesunden Selbstverständnisses verdrängt, was prinzipiell nicht auszulöschen ist und daher unbewusst weiterwirkt. Gegen diese Widerstände arbeitete er mit Druck am Schließen von Erinnerungslücken – zunächst im wörtlichen Sinne, indem er mit leichtem Druck auf die Stirn zum angestregten Nachsinnen aufforderte (1943a, 20).

Die in den analytischen Sitzungen zentrale Erinnerungsarbeit konnte wegen Verdrängung und Widerstand nicht auf die Hilfe der willentlichen Gedankenlenkung zählen. Freud entwickelte stattdessen Methoden, mit denen er vermeintliche Sicherungen abbauen und die Rückkehr des Verdrängten erwirken konnte. Freie Einfälle öffneten Spielräume für Überraschendes, Ungesteuertes, Unsortiertes – dem entspreche aufseiten der Analysierenden eine »gleich schwebende Aufmerksamkeit« (1943c, 377).

Entscheidend für den konstruktiven Fortgang des Prozesses ist, dass die wie zufällig einfallenden Gedanken, Erinnerungen, Hoffnungen und Ängste einen Prozess voranbringen, in dem getrennt Gehaltene in einen Gesamtzusammenhang integriert wird, der durchaus nicht widerspruchsfrei und oft auch nicht gern gesehen ist, aber die Lebensrealität dieses Menschen abbildet (1943a, 25). Getragen wird die Rekonstruktionsarbeit in der Psychoanalyse vom Grundsatz der lückenlosen Sinndeterminierung aller seelischen Produktionen. Ihn bezeichnet der jedem metaphysischen Anklang gegenüber ansonsten eher skeptische Freud an prominenter Stelle als »Glaubens«-Satz der Psychoanalyse und grenzt sich dabei sogleich von einer monokausalen Ursachenklärung ab:

»Sie merken es bereits, daß sich der Psychoanalytiker durch einen besonders strengen Glauben an die Determinierung des Seelenlebens auszeichnet. Für ihn gibt es in den psychischen Äußerungen nichts Kleines, nichts Willkürliches und Zufälliges, er erwartet überall dort eine ausreichende Motivierung, wo man gewöhnlich eine solche Forderung nicht erhebt; ja er ist auf eine mehrfache Motivierung desselben seelischen Effekts vorbereitet, während unser angeblich eingeborenes Kausalbedürfnis sich mit einer einzigen psychischen Ursache für befriedigt erklärt« (1943a, 38).

Durch sein medizinisches Selbstverständnis blieb Freud lebenslang geprägt vom Denken in biologischen Kategorien. Die Quellen der mehrfachen Motivierung sah er als körperliche Kräfte oder Energien an (Libido, Triebe, Es). Doch was sich lebensgeschichtlich aus einer zunächst vielgestaltigen (»polymorphen«) Sexualität herausbildet und in einem dramatischen Entwicklungsprozess schließlich zu den Kompromissformen des Erwachsenenlebens verfestigt, lässt sich weder in naturwissenschaftlichen Analogien denken noch mit naturwissenschaftlichen Methoden rekonstruieren. Angesichts der »strengen und ausnahmslos geltenden Determination des seelischen Lebens« sind Fehlbildungen keine Ausfälle, sondern Konsequenz eines vorwärts und rückwärts lesbaren sinnbildenden Entwicklungsprozesses (1943a, 56).

Es sind demzufolge nicht Defizite an Sinn, an denen Menschen erkranken: Zu viel Ersehntes und Befürchtetes drängt gleichzeitig auf Ausdruck, wobei Tendenzen mit sexuellem, aggressivem oder peinlichem Charakter geradezu systematisch verbannt werden. Nach Freuds Erfahrung ist die Vervollständigung der Erinnerungslücken deshalb notwendigerweise schmerzhaft. Der Rekonstruktionsprozess muss die mildernden Hilfskonstruktionen des Selbstverständnisses systematisch stören, um an wirksame Konflikte und Unverträglichkeiten heranzureichen und diese zu modifizieren; nicht das scheinbar Plausible eröffnet den Weg einer gelingenden Rekonstruktionsarbeit: Sperriges, Peinliches, Verrücktes ist das bevorzugte Material der Analyse.

In diesem Zusammenhang kommt dem Erinnern und Deuten von Träumen besonderes Gewicht zu. Träume stellen das Selbstverständnis der Menschen wie auch den verstehenden Zugang des Analysierenden auf die Probe. Sie sind einerseits voller Ahnungen, Andeutungen, Rätsel. Andererseits entziehen sich ihre offensichtliche Irrealität, ihre Schräge, Skurrilität und Peinlichkeit jedem direkten Einordnungsversuch. Das sieht Freud im Prinzip nicht anders, gerade deshalb sind die Träume für die Rekonstruktion der Lebenswirklichkeit besonders wertvoll. Die Sicherungen der Gedankenarbeit greifen hier nicht, bewusste Tagesreste und unbewusste Verformungen stehen in einem offenen Abtausch, der das Geschehen den Träumenden selbst oft als unsinnig erscheinen lässt. Ausgehend vom »Glauben« an die Determinierung des psychischen Geschehens hingegen muss hier wie überall im psychischen Geschehen Sinn auffindbar sein. Ausdrücklich sieht Freud den Traum als »ein vollgültiges psychi-

sches Phänomen und [...] einzureihen in den Zusammenhang der uns verständlichen seelischen Aktionen des Wachens; eine hoch komplizierte geistige Tätigkeit hat ihn aufgebaut« (1942, 127).

Nach Freuds Überzeugung beeinträchtigen die Rätselhaftigkeit, scheinbare Sinnlosigkeit und Monstrosität der Träume nicht ihren Beitrag zum psychologischen Verständnis. Im Gegenteil: Ihr sperriger Charakter bürgt für Tiefsinn. Wie kaum ein anderes psychisches Gebilde hebt sich der Traum für Freud von der Konventionalität der Lebenszusammenhänge ab und verdichtet vielfache Sinnmomente. Deshalb sieht er im Traum »die Via Regia zur Kenntnis des Unbewußten« (1943a, 32). Seine Leistung beschreibt er als »verknappte Erfüllung verdrängter Wünsche« (1943a, 35). Im Traum kommen widersprüchliche Sinn Tendenzen offener zum Ausdruck als unter dem Vereinheitlichungsdruck der wachen Tagesgeschäfte. Ihre inhaltliche Nähe zur Sexualität und ihr funktionaler Bezug zur Verdrängung empfehlen die Träume zusätzlich für die psychologische Rekonstruktionstätigkeit. Für die Umgehung der mit der Deutung auf den Plan gerufenen Widerstände entwickelt Freud eine Methode, die sich vom oberflächlichen Zusammenhang der Träume löst und durch freie Assoziation zu einzelnen Traumelementen einen latenten Traumgedanken freilegt, der eine Einbettung des erfüllten Wunsches in die lebensgeschichtliche Problematik der Träumenden ermöglicht (1943a, 34f.).

Mit den Träumen bewegte sich Freud noch weiter aus dem Fokus der zeitgenössischen Wissenschaft hinaus als mit seiner Neurosenlehre. Zugleich entdeckte er über sie Anknüpfungspunkte zur Literatur, in der Träume oft zu Schlüsseln für das Verständnis der Handlung und der handelnden Personen werden. Die *Traumdeutung* verzeichnet neben den für die Psychoanalyse grundlegenden Dichtungen des *König Ödipus* und des *Hamlet* zahlreiche Träume aus Werken von Goethe, Kleist, Keller und anderen verstorbenen oder noch lebenden Schriftstellern. Einem der in der Literatur behandelten Werke hat Freud im Jahr 1907 eine ausführliche Studie gewidmet, in der er die erzählte Lebensgeschichte ganz ähnlich wie in der Analyse über neurotische Symptome und erzählte Träume auf ihre komplexe Motivierung durchleuchtete (1941a).

3 Träume geben Aufschluss über die Verfasstheit der handelnden Personen

In der Novelle *Gradiva* erzählt der zeitgenössische Dichter Wilhelm Jensen die Geschichte des vollständig in seine Arbeit versenkten Archäologen Norbert Hanold, der eines Tages auf eigenartige Weise vom Relief einer jungen römischen Unbekannten fasziniert wird, die in einer besonders anmutigen Art des Schreitens getroffen ist (*Gradiva* = die vorwärts Schreitende). Ein Traum, in dem er die junge Frau in Pompeji

leibhaftig trifft, versetzt ihn in Halluzinationen, in denen er kurz darauf eine Dame in ähnlicher Pose seiner Wohnung direkt gegenüber auf der Straße entlangschreiten sieht, was ihn zu einem plötzlichen Aufbruch nach Italien veranlasst. Hier wird er durch eine anfängliche Ziellosigkeit zunächst auf die Unsinnigkeit seines Handelns aufmerksam, reist aber schließlich weiter nach Pompeji, wo er – Wahn oder Wirklichkeit – der Gradiva leibhaftig gegenüber zu stehen glaubt. Ehe er sich vergewissern kann, entschwindet diese ins Nichts, aus dem sie von da an nicht nur mehrfach und mit wachsender Gewissheit zurückkehrt, sondern ihm schließlich über verschiedene Zeichen und Andeutungen zu verstehen gibt, dass sie ein wirklicher Mensch ist. Und nicht nur das, sie spricht ihn in der Sprache seiner Heimat an und gibt sich nach weiteren Begegnungen als die schon immer in seiner Nähe wohnende Kindheitsfreundin Zoë Bergtang zu erkennen, deren Bekanntschaft er über seine fortschreitende Entfernung von den Menschen und die fortschreitende Vertiefung in die Wissenschaft vergessen zu haben scheint (1941a, 35ff.).

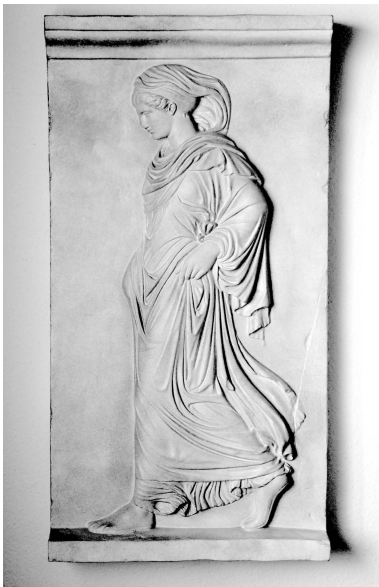


Abbildung 1: *Gradiva*

In Freuds Rekonstruktion speist sich die mehrfache Motivierung einerseits aus der sehr bewussten Suche des Archäologen nach dem Realitätsgehalt des seltsam lebensnahen Reliefbildes, die ihn zu minuziösen Studien am lebenden Objekt animiert. Der bis dahin in Arbeit vergrabene Archäologe interessiert sich mit einem Mal mitten in Leipzig für die Gangart von Damen – ein erster Hinweis auf verdrängte Erotik. Den verdräng-

ten Wunsch nach einer lebendigen Begegnung offenbart ein Traum, der die Distanz zwischen dem Leipziger Wissenschaftler und der antiken Römerin durch eine Zeitreise ins antike Pompeji überbrückt: »Da sie ja eine Pompejanerin war, lebe sie in ihrer Vaterstadt und >ohne daß er's geahnt habe, gleichzeitig mit ihm<< (1941a, 37).

Unbewusst hat sich der Archäologe vor einer direkten Begegnung mit seiner Nachbarin durch seinen Aufbruch nach Italien in Sicherheit gebracht. Indem ihn seine Flucht aber ausgerechnet nach Pompeji führt, nähert er sich seiner als Steinbild verewigten Jugendliebe gleichzeitig an. In quälende Reflexionen über den Realitätsgehalt seiner Halluzinationen in den Ruinen von Pompeji verwickelt (Wissenschaft) ergreift ihn zugleich das unwiderstehliche Verlangen, das ihm dort erscheinende Phantom zu berühren (Sexualität), worin sich die bewusste Aufklärungsarbeit des Wissenschaftlers mit dem unbewussten Wunsch einer Wiederbelebung der Kindheitsliebe trifft. Ein Traum am Ort des Geschehens bringt das unzugängliche und stark passiv geprägte Heilungsmotiv ins Spiel:

»Irgendwo in der Sonne sitzt die Grädiva, macht aus einem Grashalm eine Schlinge, um eine Eidechse zu fangen und sagt dazu: >Bitte halte dich ganz ruhig – die Kollegin hat recht, das Mittel ist wirklich gut und sie hat es mit bestem Erfolg angewendet<< (1941a, 50).

Wie in Freuds klinischen Fällen stellt sich der Motivkomplex auch in der Dichtung als sinneterminiertes Gebilde mit vielschichtigen bewussten und unbewussten Aspekten dar. Da ist zunächst das bewusste Interesse der Hauptfigur an der Wissenschaft und die ehrliche Begeisterung für die archäologische Entdeckung, die Verfolgung der Spur bis in aufwändige Feldbeobachtungen und Reisetätigkeiten hinein sowie das Gemisch von vager Hoffnung, Skepsis, Sorge und Ernüchterung bei der Beurteilung der Frage, ob die Begegnungen in Pompeji Traum oder Realität sind. Zugleich melden sich schon in der Berufswahl mächtige unbewusste Tendenzen: das Interesse am Verschütteten und an der Ausgrabung, die als Entdeckungsreise verkehrte Flucht vor der Wiedererinnerung, die als Aufklärungsarbeit getarnte verlagerte Partialerotik (Fußfetisch). Unbewusst geht es beim gleichzeitigen Vermeiden und Wiedererlangen des gemeinsamen Lebensraums (Leipzig/Pompeji) zu wie auch beim lustvollen und schmerzhaften Ineinanderfließen von Gegenwart und Erinnerung. Im Zwang zum Körperkontakt (Berühren-Wollen) und in der Sehnsucht nach Gepackt-Werden manifestiert sich eine ebenso unleidliche wie heiß begehrte Sehnsucht nach körperlicher Nähe:

»Wenn Norbert Hanold eine aus dem Leben geholte Persönlichkeit wäre, die so die Liebe und die Erinnerung an seine Kinderfreundschaft durch die Archäologie vertrieben hätte, so wäre es nur gesetzmäßig und korrekt, daß gerade ein antikes Relief die vergessene

Erinnerung an die mit kindlichen Gefühlen Geliebte in ihm erweckt; es wäre sein wohlverdientes Schicksal, daß er sich in das Steinbild der Gradiva verliebt, hinter welchem vermöge einer nicht aufgeklärten Ähnlichkeit die lebende und von ihm vernachlässigte Zoë zur Wirkung kommt« (1941a, 62).

Die vielfachen Motivationsaspekte laufen im Bild einer verschütteten und erweckungsbereiten Kindererotik zusammen, in dem sich alle einzelnen Stränge treffen: Die Flucht vor dem wunschvoll besetzten Erinnerungsbild treibt den weltfremd gewordenen Wissenschaftler mit kindlicher Naivität (und unbewusster Intelligenz) in die Arme des Wesens, das zu seiner Erlösung bestimmt ist. Wie zur Bekräftigung dieser psychoanalytischen Sinnrekonstruktion erwähnt Freud als Schlussstein die am Ende der Novelle aufgelöste Namensgleichheit der Zoë Bertgang mit der »Gradiva«. Die Gradiva war nie jemand anderes als seine Kindheitsfreundin, so wie Zoë im wörtlichen Sinne das »Leben« und Bertgang ins Lateinische übersetzt nichts anderes als die »im Schreiten Glänzende« bezeichnet (1941a, 65).

4 Träume der Dichtung verraten zugleich etwas über die Verfasstheit der Dichter

Nicht alles in der Novelle gibt den Verlauf einer wirklichen Psychoanalyse wieder, bemerkt Freud mit Blick auf die sich glücklich erfüllende Liebesbeziehung zwischen den Protagonisten. Doch scheint ihm die dichterische Intuition näher an der Aufklärung seelischer Sinnzusammenhänge als ärztliche Diagnostik:

»Sonst aber, das wollen wir wiederholen, hat uns der Dichter eine völlig korrekte psychiatrische Studie geliefert, an welcher wir unser Verständnis des Seelenlebens messen dürfen, eine Kranken- und Heilungsgeschichte, wie zur Einschärfung gewisser fundamentaler Lehren der ärztlichen Seelenkunde bestimmt« (1941a, 69).

Was in der Dichtung anders ist als im Behandlungsalltag, ist von daher nicht die Art der Krankengeschichte, sondern deren Autorenschaft. In der therapeutischen Praxis entstammen die erzählten Geschichten der Biographie von Leidenden, in der Dichtung dem Motivvortat der Dichtenden, denen im Übrigen wie den Patientinnen und Patienten die Herkunft ihrer Erzählungen nicht durchgängig bewusst ist:

»Wir meinen, daß der Dichter von solchen Regeln und Absichten nichts zu wissen brauche, so daß er sie in gutem Glauben verleugnen könne, und daß wir doch in seiner Dichtung nichts gefunden haben, was nicht in ihr enthalten ist... Der Dichter geht wohl anders

vor; er richtet seine Aufmerksamkeit auf das Unbewußte in seiner eigenen Seele, lauscht den Entwicklungsmöglichkeiten desselben und gestattet ihnen den künstlerischen Ausdruck, anstatt sie mit bewußter Kritik zu unterdrücken. So erfährt er aus sich, was wir bei Anderen erlernen, welchen Gesetzen die Betätigung dieses Unbewußten folgen muß, aber er braucht diese Gesetze nicht auszusprechen, nicht einmal sie klar zu erkennen, sie sind infolge der Duldung seiner Intelligenz in seinen Schöpfungen verkörpert enthalten« (1941a, 120).

Gern zollt Freud der Lenkung »des Dichters [...] auf das Unbewußte in seiner eigenen Seele« Respekt, doch werde dieser schon rein sprachlich eingeklammert durch Einschränkungen der aktiven Verfügungsgewalt. Bei allem Können bleibe er seiner künstlerischen eigenen Produktion gegenüber letztlich »unwissend«, »lauschend«, »nicht klar erkennend«, »duldig« und erscheine im Ganzen gesehen eher wie ein (unbewusstes) Medium der ästhetischen Produktion. Der Stoff sei vom Kunstschaffenden eben nicht bewusst und lückenlos durchformt wie ein Stück äußerer Wirklichkeit, sondern in einem bewusst/unbewussten Produktionsprozess vielfach mehr erlitten als erdacht – insofern werden Dichtende für Freud zu einer ebenso faszinierenden Materie wie die von ihnen erschaffenen Charaktere. Freuds Arbeiten zur Kunstpsychologie zielen insofern in den meisten Fällen über die Motivkomplexe der handelnden Figuren hinaus auf die Biografien der Künstler (1941a, 1943b).

Träume erhalten ihren Wert durch die Einbettung in die Lebensgeschichten der Träumenden. In der Literatur geschilderte Träume können nicht nur zu den handelnden Figuren ins Verhältnis gesetzt werden, sondern auch zu den schriftstellerisch Tätigen. Der zusätzliche Reiz, der für die Psychoanalyse von der Klärung der literarischen Sinnzusammenhänge ausgeht, besteht insofern darin, von der erzählten (Kranken-)Geschichte auf die Motivierungsgeschichte des Werkes zu schließen, auf den sich im Werk ausdrückenden Kunstschaffenden.

Die *Gradiva*-Studie ist die umfangreichste, aber nicht die erste Beschäftigung Freuds mit der Dichtung. Schon vor der Herausgabe der *Traumdeutung* hatte sich Freud mit Literatur beschäftigt und in einem Brief an Wilhelm Fließ *Die Richter* von C. F. Meyer behandelt. Seine Analyse führt ihn, ohne hier Rücksicht auf wissenschaftliche Beweisführung nehmen zu müssen, auf direktem Wege zur Psychologie des Künstlers: »Kein Zweifel, daß es sich um die poetische Abwehr der Erinnerung an ein Verhältnis mit der Schwester handelt« (1962, 220).

Diese Zielrichtung machte die Analyse von zeitgenössischen Werken besonders aussichtsreich, wenn deren Schöpfer noch lebten. Hier konnte das Ergebnis durch direktes Befragen der Kunstschaffenden erhärtet werden. Auch in dieser Hinsicht enttäuschte die *Gradiva* nicht, denn der Dichter war zur Zeit von Freuds Analyse zwar bereits betagt, aber noch zu seiner Lebensgeschichte befragbar. Freud war sich sicher, dass in Jensens

Biografie eine verloren gegangene Schwester mit auffälligen Gehgewohnheiten oder -beschwerden zu finden sein musste. Er trat deshalb persönlich mit dem Schriftsteller brieflich in Kontakt und drängte ihn – vergeblich – zu diesbezüglichen persönlichen Offenbarungen (1941a, 123). Selbst wenn sich Freuds Verdacht nicht direkt bestätigen ließ, muss auch ein freudkritischer Chronist der Szenerie einräumen, dass Jensens Leben durchaus von verschütteten Frauenbeziehungen geprägt ist (Schlagmann 2012, 93ff.).

5 Kunstwerke geben Aufschluss über die Verfasstheit der Künstler

Kunstschöpfungen blieben für Freud, auch wenn er sich intensiv mit ihnen beschäftigte, immer mit Rätseln verbunden. Das kommt in nahezu allen Ausführungen Freuds zu künstlerischen Leistungen zum Ausdruck und findet auch Eingang in die *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* von 1917, in denen er die Kunst ausführlich würdigt und als persönliche Sublimierungsleistung charakterisiert, die geprägt ist durch »das rätselhafte Vermögen, ein bestimmtes Material zu formen« (1940, 391).

Auch wenn Freud hinsichtlich des Kunstschaffens nachhaltig zwischen Gestaltungsfreiheit und Ausdrucksnot schwankte, verhießen literarische Produktionen genauso wie die Träume einen authentischen Zugang zur Produktionsstätte seelischer Sinnzusammenhänge. Diese Gemeinsamkeit wird zur Ausgangsfrage eines Aufsatzes, der im Jahr nach der *Gradiva*-Studie (1908) erscheint. »Der Dichter und das Phantasieren« (1941b) stellt die künstlerische Produktion in eine Reihe mit anderen Ausdrucksformen, die Abstand vom unmittelbaren Handlungsdruck der alltäglichen Lebensrealität gewähren und der Sinnproduktion damit einen breiteren Entwicklungsspielraum geben. Neben dem Traum und der Kunst kommen dabei Tätigkeiten wie Spiele und Tagträume in den Blick. Sie alle ereignen sich mit Abstand vom sozial geteilten Lebensraum in einer »zweiten Wirklichkeit«, für die die Realitätsforderung zeitweise aufgehoben ist und die Platz macht für ungelebte (ungeliebte) Tendenzen und Alternativen (1941b, 214).

Freud führt die Herkunft dieser zweiten Realität auf das Kinderspiel zurück und fasst die entsprechenden Tätigkeiten von Spiel, Traum und Tagtraum unter dem Titel des »Phantasierens« zusammen (1941b, 215). Im Fantasieren ist das Nebeneinander mehrschichtiger, peinlicher und sich widersprechender Motive dadurch eröffnet, dass – ähnlich wie in der Ruheverfassung des Traums – keine unmittelbaren Handlungskonsequenzen anliegen. Die gemischten Motive bleiben sprichwörtlich »im Spiel«, können sich unvermischt und ohne Zwang zur Konvention und zum Kompromiss zeigen. Ähnlich wie die Träume bewegen sich Tagträume und Fantasien im Schutz einer

unausgesprochenen Privatrealität. Sie werden wie diese von den Fantasierenden selbst oft kaum beachtet und bleiben, solange sie anderen gegenüber verborgen werden, gesellschaftlich geduldet (1941b, 223).

Das unterscheidet die privaten Fantasiewerke nun aber grundlegend von der Kunst. Wenn Träume und Fantasien zur Kunst werden, entfällt nicht etwa nur der Schutz des privaten Raumes, die Äußerung der Fantasien trifft geradezu auf ein gesteigertes allgemeines Interesse und ist verbunden mit ausdrücklicher Anerkennung durch die Mitwelt: »Wenn aber der Dichter uns seine Spiele vorspielt oder uns das erzählt, was wir für seine persönlichen Tagträume zu erklären geneigt sind, so empfinden wir hohe, wahrscheinlich aus vielen Quellen zusammenfließende Lust« (1941b, 223).

Der Mehrwert der künstlerischen Produktion gegenüber den Krankengeschichten der therapeutischen Praxis liegt demnach nicht nur begründet in seiner Herkunft (den Dichtenden), sondern auch in seiner Zielrichtung (auf das Publikum). Anders als im diskreten Umgang mit Fantasien werden die von fremdartigen, peinlichen oder auch bedrohlichen Motivationsquellen bestimmten Produktionen der Kunst öffentlich wirksam. Auf diese Abweichung reagiert Freud wie bei der Frage der Autorenschaft mit Interesse und Irritation:

»Wie der Dichter das zustande bringt, das ist sein eigenstes Geheimnis; in der Technik der Überwindung jener Abstoßung, die gewiß mit den Schranken zu tun hat, welche sich zwischen jedem einzelnen Ich und den anderen erheben, liegt die eigentlich *ars poetica*« (1941b, 223).

6 Kunstwerke verraten zugleich etwas über die Verfasstheit der Rezipierenden

Der Frage nach der Wirkung von Kunst ist Freud nicht systematisch nachgegangen. Zum Erleben von literarischen Texten finden sich – wie im Fall der *Gradiva* – nur Andeutungen. Doch kann der Kreis etwas weitergezogen werden, wenn man bedenkt, dass Freuds Interesse an Ausdrucksformen der Kunst nicht auf poetische Werke beschränkt blieb. Auch Werke der bildenden Kunst fanden sein Interesse. In der Frage nach dem Ausdruckswert der Kunst spielen insbesondere Psychogramme der Maler und Bildhauer der italienischen Renaissance eine Rolle. Die ausführlichste Studie zur bildenden Kunst widmet Freud im Jahr 1910 Leonardo da Vinci und geht analog zum Vorgehen in der *Gradiva* von Merkmalen der Werke und ihrem Bezug zum Lebensschicksal des Künstlers aus. Die beiden in Leonardos berühmter *Anna Selbdritt*-Darstellung den jungen Jesus sichtlich umsorgenden Frauen bringt Freud beispielsweise mit einer Kindheitserfahrung zusammen, die durch die Nähe und Fürsorglichkeit zweier »Mütter«

geprägt war. Eine merkwürdig geformte Leerstelle im Bild (in Form eines Geiers) mache auf eine frühkindliche sexuelle Erfahrung des Malers aufmerksam (1943b, 150 und 186ff.).

In seiner Studie zum *Moses* des Michelangelo aus dem Jahr 1914 ist nun auch ausdrücklich von Wirkungen die Rede (1946b). Anders als in den Studien zur *Gradiva* und zur *Anna Selbdritt* spielen frühkindlich-libidinöse Besetzungen in der Künstlerbiografie im Falle von *Moses* und Michelangelo hier eine untergeordnete Rolle. Fast scheint es, als müsse sich Freud dafür entschuldigen, einmal nicht in der Rolle des Erforschers sexueller Schicksale aufzutreten, sondern nur als »sachkundiger Laie«. Den Beitrag veröffentlicht er in einer analytischen Zeitschrift zunächst anonym. Damit positioniert er sich aber von Anfang an eindeutig auf der Seite des Publikums:

»Kunstwerke üben eine starke Wirkung auf mich aus, insbesondere Dichtungen und Werke der Plastik, seltener Malereien. Ich bin so veranlaßt worden, bei den entsprechenden Gelegenheiten lange vor ihnen zu verweilen, und wollte sie auf meine Weise erfassen, d. h. mir begreiflich machen, wodurch sie wirken. Wo ich das nicht kann, z. B. in der Musik, bin ich fast genußunfähig [...]« (1946b, 172).

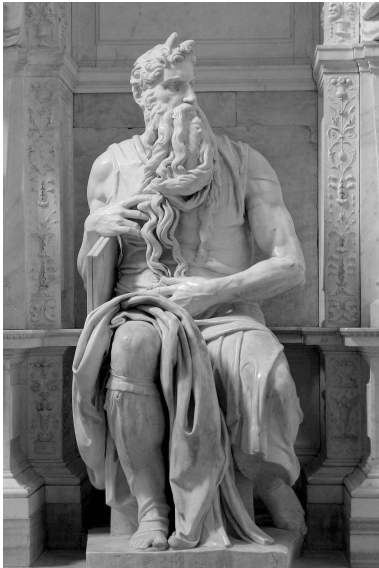


Abbildung 2: *Moses*

In der Gestalt des anonymen Rezipienten kann Freud das Kunstwerk unbehelligt unter der Zielperspektive seiner Wirkung beschreiben. Statt einer analytischen Deutungs-

kompetenz hat der unbekannte Literat Erlebnisse im Umgang mit dem Kunstwerk zu bieten:

»[I]ch habe von keinem Bildwerk je eine stärkere Wirkung erfahren. Wie oft bin ich die steile Treppe vom unschönen Corso Cavour heraufgestiegen zu dem einsamen Platz, auf dem die verlassene Kirche steht, habe immer versucht, dem verächtlich-zürnenden Blick des Heros standzuhalten, und manchmal habe ich mich dann behutsam aus dem Halbdunkel des Innenraumes geschlichen, als gehörte ich selbst zu dem Gesindel, auf das sein Auge gerichtet ist, das keine Überzeugung festhalten kann, das nicht warten und nicht vertrauen will und jubelt, wenn es die Illusion des Götzenbildes wieder bekommen hat« (1946b, 175).

Wie bei der *Gradiva* gibt auch der anonyme Rezipient eine minutiöse Beschreibung des Materials, das hier nicht wie in der Novelle als chronologisch erzählte Lebensgeschichte vorliegt, sondern als simultan überschaubare Komposition vor dem Hintergrund der biblischen Erzählung. Der dargestellte Augenblick wird im Folgenden ins Verhältnis gesetzt zum Lebensschicksal der jüdischen Führungsgestalt auf dem Weg ins gelobte Land. Aus kleinsten Anzeichen wird der Augenblick fokussiert, in dem Moses durch die Modellierung des Michelangelo getroffen ist. Anhand der Beachtung von Hand- und Fußstellung, Kopfhaltung, dem Griff der Finger in den Bart, der Position der Gesetzestafeln unter dem Arm korrigiert Freud die bisherigen Einordnungen der Kunstgeschichte und demonstriert, dass die Skulptur keineswegs den erzürnten Führer darstellt, der soeben im Begriff ist, die von Gott erhaltenen Gebotstafeln seinem abtrünnigen Volk vor die Füße zu schleudern. Die Komposition von Körperposition, Blickrichtung und Tafelhaltung zeige vielmehr, dass der Zornausbruch bereits geschehen sei, in dem sich Moses jedoch im Moment höchster Erregung selbst beherrscht habe und nun in wiedergefundener Balance auf seinen Sessel zurücksinke (1946b, 194).

Es ist auch hier wieder der Glaube an die vollständige Sinnedetermination aller Geschehnisse, der kein Detail der Darstellung unberücksichtigt lässt. Die in den Moment der Selbstbeherrschung zusammenlaufenden komplexen Motive – Gewaltsamkeit, Aktionsbereitschaft, Weichheit, Liebe, Beherrschung – sind in der Figur gleichsam ineinander geschichtet:

»Eine dreifache Schichtung drückt sich in seiner Figur in vertikaler Richtung aus. In den Mienen des Gesichts spiegeln sich die Affekte, welche die herrschenden geworden sind, in der Mitte der Figur sind die Zeichen der unterdrückten Bewegung sichtbar, der Fuß zeigt noch die Stellung der beabsichtigten Aktion, als wäre die Beherrschung von oben nach unten vorgeschritten. Der linke Arm, von dem noch nicht die Rede

war, scheint seinen Anteil an unserer Deutung zu fordern. Seine Hand ist mit weicher Gebärde in den Schoß gelegt und umfängt wie liebkosend die letzten Enden des herabfallenden Bartes. Es macht den Eindruck, als wollte sie die Gewalttätigkeit aufheben, mit der einen Moment vorher die andere Hand den Bart mißhandelt hatte« (1946b, 194).

Was dem Rezeptionserlebnis die Wirkungskraft verleiht, kann wie die Botschaft der *Gradiva* in einer einzigen Gesamtqualifikation verdichtet werden: Das Werk zeigt »die höchste psychische Leistung, die einem Menschen möglich ist, [...] das Niederringen der eigenen Leidenschaft zugunsten und im Auftrage einer Bestimmung, der man sich geweiht hat« (1946b, 198). Anders als bei der Frage nach der Autorenschaft steht bei der Rezeptionsperspektive nicht der Schluss auf Motive der Kunstschaffenden im Vordergrund, sondern der auf die Verfassung der Beobachtenden. Es ist daher konsequent, dass die Analyse im Fall des *Moses* nicht auf die Motivierung des Künstlers zielt, und ebenso naheliegend, dass der Autor als Rezipient der Skulptur selbst ins Visier gerät und sich zunächst hinter einem Pseudonym verbirgt – als schütze die Anonymität den Autor symbolisch vor allzu persönlichen Bekenntnissen. Warum das Kunstwerk Freud zur Zeit der Abfassung des Aufsatzes derart in den Bann zog, bleibt ungesagt, es ist aber durchaus bekannt, dass sich Freud – jenseits seiner lebenslangen Identifizierung mit der Moses-Figur – zur Zeit der Ausarbeitung des Aufsatzes stärker in Selbstbeherrschung üben musste als je zuvor. Der Sommer 1913 stand im Zeichen des bevorstehenden Zerwürfnisses mit C. G. Jung, bei dem es ihm kaum mehr gelang, die Fassung zu bewahren (Kraft 2008, 22; vgl. auch Fitzek 2019).

7 Tiefenpsychologische Kunstwirkungsforschung

Am Beginn des psychoanalytischen Interesses an der Kunst steht, wie gesehen, der Glaube an die vielschichtige Sinntermination der seelischen Gebilde. Träume und Kunstwerke machen aufmerksam auf Motive von Krankenschicksalen – in der therapeutischen Praxis wie in der Kunst – und dort zusätzlich auch auf die Motive der Kunstschaffenden und Kunstrezipierenden. Neben einer Vielzahl von Krankengeschichten und einer Reihe von Künstlerbiografien lassen sich außer der indirekten Selbststudie im *Moses* des Michelangelo nur wenige Hinweise auf Wirkungsstudien in der klassischen psychoanalytischen Literatur finden.

In modernen Konzepten einer psychoanalytischen Literatur- (Schönau und Pfeiffer 2003, 34–73) und Kunstpsychologie (Kraft 2008, 3–11) wird die Wirkung von Kunstwerken auf das Publikum durchaus zu den grundlegenden Fragerichtungen der Psychoanalyse hinzugerechnet, allerdings ist die Umsetzung in diesbezügliche

Forschungsprogramme nach wie vor selten. Fragestellungen zur Wirkung von schriftstellerischen Werken sind in den empirischen Annäherungen der »tiefenhermeneutischen Kulturanalyse« verschiedentlich unternommen worden (Lorenzer 1986; König 2006). So beruht etwa die Technik des »szenischen Verstehens« auf der Arbeit mit der durch (literarische) Texte initiierten Beunruhigung von Rezipierenden. Kunstpsychologische Wirkungsanalysen tauchen aber auch hier – jedenfalls in der einschlägigen Übersicht über die Breite empirischer Projekte (König 2019, 16f.) – nicht auf.

Angeregt durch die Werke Freuds, aber außerhalb der psychoanalytischen Traditionslinie, bewegt sich das an tiefenpsychologische und gestaltpsychologische Erfahrungen anknüpfende Konzept der »morphologischen Psychologie«, ein in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts von Wilhelm Salber entwickelter Ansatz der empirischen Erforschung von Phänomenen des Alltags und der Kultur (Salber 2009).

Das für die ganze Breite seelischer Erscheinungen entwickelte Konzept kann an dieser Stelle nur grob umrissen werden. Es geht auf Goethes Paradigma einer neuen Wissenschaftsauffassung zurück, die anders als die gängige Praxis der Naturforschung organische Erscheinungen nicht statisch und elementaristisch, sondern dynamisch in ihrem Zusammenhang erfasst: als Gestalt in Verwandlung. Im Sinne einer solchen »Verwandlungslehre« stellte Goethe Pflanzen als Metamorphosen, Knochen als beweglichen Wirbelbau und Farben als polarisierte Brechungen des Lichts dar (Fitzek 1993).

Goethes Morphologie der Natur führte Wilhelm Salber mit Blick auf das Entwicklungsdenken Freuds und der Gestaltpsychologie als »psychologische Morphologie« fort. Ihm zufolge sind auch Erleben und Verhalten nach den Prinzipien von Bildung und Umbildung organisiert. Die psychologische Morphologie geht nicht von menschlichen Individuen und ihren psychischen Funktionen aus, sondern von einem Entwicklungsgeschehen, das sich in Gebilden des Alltags und der Kultur, in Handlungen, Spielen, der Werbung, in Organisationen, in Medien und der Kunst organisiert. Als »Werke in Entwicklung« (Salber 2006, 36) bewegen Handlungen, Werbekampagnen, Filme, Kunstwerke im Sinne einer fortwährenden Formenbildung. Morphologie ist bevorzugt Wirkungsforschung, ihre Untersuchungseinheiten sind die »Wirkungseinheiten« des täglichen Lebens (Salber 2006, 44).

Aus Sicht der Morphologie sind die Wirkungseinheiten des Alltags beherrscht von einer tiefgreifenden, vielfach unbewussten, aber durchgängig sinndeterminierten Dramatik, die sich in den Wirkungseinheiten der Kunst steigert (Salber 1999). Werke der Kunst öffnen Entwicklungsspielräume für die vielschichtige Dynamik des Erlebens. Rezeptionsprozesse von Kunstwerken sind deshalb bevorzugte Untersuchungsgegenstände in der morphologischen Forschungstradition. Beispielhaft liegt eine Reihe von Promotionsprojekten vor: zu Vincent van Goghs *Une Paire de Chaussures* (Heiling

2011), zu Goyas *Schwarzen Bildern* (Zwingmann 2019) wie auch zum *Narziss* des Caravaggio (Hodde 2021). Anders als individualisierende Forschungsmethoden – wie Traumdeutung oder Psychologie von Künstlerinnen und Künstlern – kann sich die morphologische Kunstpsychologie jeweils auf eine Vielzahl von empirischen Belegen stützen.

Vorausgesetzt sind günstige Bedingungen dafür, die Kunst möglichst ungestört zur Wirkung zu bringen. Morphologische Wirkungsforschung setzt die gründliche Auseinandersetzung einer Vielzahl von Rezipierenden mit den betreffenden Kunstwerken voraus. Auf eine ausgedehnte persönliche Beschäftigung mit den Kunstwerken folgen in jedem Fall mehrstündige Tiefeninterviews, in denen die Wirkung in all ihren Aspekten nachvollzogen und dokumentiert wird. Jedes Interview wird anschließend von den Forschenden entsprechend seiner morphologischen Struktur (nach dem, was passt, was sich fortsetzt, ergänzt, was sich polarisiert, widerspricht und somit ein spezifisches Wirkungsmuster erkennen lässt) beschrieben und die verschiedenen Interviewbeschreibungen in einem weiteren methodischen Schritt über alle Befragten hinweg vereinheitlicht. Die vereinheitlichende Beschreibung der Tiefeninterviews stellt den zentralen methodischen Schritt der morphologischen Auswertung des Interviewmaterials dar (Fitzek 2020).

8 Die Sieben Himmelspaläste: Eine morphologische Kunstwirkungsstudie

Ich möchte an dieser Stelle ausführlicher auf eine morphologische Untersuchung eingehen, die derzeit mit Besucherinnen und Besuchern des HangarBicocca in Mailand durchgeführt wird und sich Anselm Kiefers raumgreifender Installation *Die Sieben Himmelspaläste* widmet (Kiefer 2018). Reizvoll daran ist insbesondere, dass es sich bei dem seit knapp zehn Jahren dauerhaft in der Halle eingerichteten Werk um eine begehbare Gesamtkomposition verschiedener Bau- und Bildwerke in einer großen Halle handelt. Der Hangar präsentiert sich als nur durch einzelne Spotlights ausgeleuchtete, weitgehend leere Halle, in der sieben aus unregelmäßigen und unvollständigen Betonquadern aufeinandergeschichtete Türme unregelmäßig im Raum verteilt sind, flankiert von vier großflächigen Bildwerken an einer Längsseite und einem Bildwerk an der Stirnseite der Halle. Die Rezipierenden einer ersten Explorationsgruppe hatten 60 Minuten Zeit, die Wirkung des Werks zu erkunden. Sie konnten sich nach ihren eigenen Bedürfnissen frei im Raum bewegen und hatten lediglich die Vorgabe, sich während der Begehung Notizen über ihr Erleben zu machen, die in den anschließenden Tiefeninterviews als Erinnerungshilfe fungieren konnten.



Abbildung 3: *Die Sieben Himmelspaläste*

Im Anschluss an die Begehung hatten die Befragten Zeit dafür, ihre persönlichen Beobachtungen während des Ausstellungsbesuches festzuhalten. Anders als Fragestellungen zur Persönlichkeit der Kunstschaffenden zielen wirkungspsychologische Untersuchungen nicht auf die Persönlichkeit der Rezipierenden, sie gehen aber vom Einzelmenschen aus und gelangen von da aus erst allmählich zu personenübergreifenden Wirkungsstrukturen. Morphologische Wirkungsstudien beginnen mit persönlichen Interviews und modellieren daraus in einer Reihe methodischer Schritte eine werkspezifische Bildproblematik heraus. Es kann nicht verwundern, dass in unserer Untersuchung zunächst der individuelle Zugang zur ausgestellten Kunst ins Auge sprang (wörtliche Zitate aus den Interviews erfolgen im Folgenden in Parenthese).

Einer der Besucher berichtete davon, wie er schnurstracks in die Mitte der Halle ging und sich aussuchte, womit er sich beschäftigen wollte. Vier von den sieben Türmen wurden erst einmal (mental) abgeräumt, zugleich verschwanden auch die Bilder an der Seitenwand. Die drei (verbliebenen) Türme kamen ihm vor wie »Teile eines Heiligtums«, eines »Ehrfurcht gebietenden Tempels«, die ihn selbst eher klein aussehen ließen. Das konnte durch einen eiligen Stellenwechsel ans Ende der Halle behoben werden. Hier suchte er die Nähe zu dem auf dem Wandbild dargestellten »Götterzertrümmerer«, der sich mit breitem Rücken vom Betrachter abwendet und nach vorn blickt. Ihm gab es die Sicherheit, sich selbst umzuwenden und vom Ende des Weges »mit Selbstvertrauen« zurückzuschauen und sich jetzt selbst entscheiden zu können, was ihm heilig ist und was er an seiner persönlichen Situation ändern will.

Ein anderer fühlte sich »wie eine Maus«, die durch ein kleines Loch ins Gebäude geschlüpft ist und sich erst einmal an der Wand entlang bewegt. Weniger schleunig und weniger entschieden ging er von da aus »im Zickzackkurs« durch die Halle, entdeckte immer neue Gegenstände und löste dabei Stück um Stück die Rätsel, die durch die Bauten und Bilder aufgegeben sind: Was hat es mit der Baufälligkeit der Türme auf sich? Ist die ins zweite Bild montierte Waage funktionstüchtig? Was sollen die Zahlen im folgenden Bild, was die umgekehrte Pyramide? Das hatte für ihn zugleich etwas von »kindlicher Entdeckerfreude« wie auch von der Unruhe, das Ganze ohne Hilfeleistung nicht zusammen zu bekommen. Auch hier wurde das Abschlussbild zur Probe darauf, sich selbst im Ganzen zu verorten. Als Neugieriger, Suchender und Sich-Reflektierender konnte er mit größerem Vertrauen den Rückweg antreten, allerdings blieben letztlich »alle Fragen offen«.

Eine Rezipientin löste sich im Interview von der Nacherzählung des Gangs durch die Installation. Sie befreite sich bei ihrer Erkundung auch von den mitgegebenen Regeln und ging (verbotswidrig) in mehrere Türme hinein, befühlte dort die Wände, die ihr überraschend glatt erschienen, und schaute durch die Durchbrüche der Böden in die verschiedenen Stockwerke, die ihr von innen »wie angeknabberte Kekse« vorkamen. Die Türme gaben ihr Gelegenheit, unsichtbar für andere »in ihre eigene Vergangenheit einzutauchen«, die ihr genauso fragil und gefährdet erschien wie das, was hier aufgebaut ist. Davon war sie beeindruckt, zugleich aber bedrückt durch die Konfrontation mit ihrer eigenen Geschichte.

Die Begehungen des Kunstwerkes folgen keinem offensichtlichen Muster. Hieran zeigen sich indessen nicht nur individuelle Unterschiede, hier zeigt sich auch eine erste Gemeinsamkeit der Kunsterfahrung. Das Kunstwerk verunsichert. Übliche Orientierungen entfallen. Was die Navigation in Kunstaustellungen üblicherweise erleichtert, fehlt hier: keine hell ausgeleuchteten Flure, von denen größere oder kleinere Räume abzweigen, keine dichte Hängung von Bildwerken an den Wänden, keine Zugangskorridore zu den Türmen, keine klärenden Wegweiser und Etiketten.

Schon der Eintritt in die Halle wirkt befremdlich. Aus dem tageslichtbeschiedenen, gartenartigen Areal schlüpft man durch ein »Loch in der Wand« in eine großräumige, dunkel schimmernde Halle, in der zunächst nichts weiter auffällt als das Nebeneinander von filigran gestalteten, dabei baufällig zu Türmen gestapelten Betonquadern. Außer den wie »wahllos im Raum verteilten« Türmen sind vier längsseitig angebrachte große Wandbilder in Erdtönen zu entdecken, an der Stirnseite der Halle ein von einem Regenbogen überspanntes Landschaftsbild. Die befremdliche Wirkung der Gesamtkomposition ist geprägt von der Unwirtlichkeit der »kahlen«, unbeheizten Halle, einer subtilen Lichtführung durch vereinzelt aufleuchtende Scheinwerfer und Spotlights und von hintergründig bemerkbaren, »knarrenden Geräuschen«. Die Rezipierenden fühlen sich in der Halle als Akteure einer Szenerie, in der die Regeln

sinnvoller Fortbewegung aufgehoben scheinen: Woran orientiere ich mich bei meinem Gang durch die Halle? Handelt es sich um ein Kunstwerk oder sind es mehrere? Wie nahe darf ich den Bauwerken kommen? Darf ich sie berühren, hineingehen? Wer ist hier drinnen Besucher? Wer ist Aufseher?

9 Gebaute Träume – Gesamtqualifikation der Kunstwirkung

Der befremdliche Zugang zum Kunstwerk macht auf eine die Interviews übergreifende gemeinsame Wirkungsstruktur aufmerksam: Das Kunsterleben hat bei allen Teilnehmenden an der Kunstexploration zugleich Bauliches wie auch Traumartiges. Den Teilnehmenden fällt zum einen das Material auf, aus dem Türme (Massives wie Beton, aber auch Fragiles wie Papier oder Pappe), Bilder (raue Oberflächen, eingearbeitete Metallteile) und in den Raum gestreute Artefakte (Glas, Steine, Scherben) bestehen. Die imponierende Größe der Türme wird erörtert wie auch ihre unübersichtbare Baufähigkeit. Groß ist der Wunsch, anzufassen, abzutasten, einzudringen. Kaum einem bleibt es erspart, den Warnton der Gemälde oder die Anrufe durch die Wärter auszulösen.

Im Zusammenhang mit der stofflichen Qualität der Ausstellung erwähnen die Teilnehmenden, dass sie in eine »andere Welt« geraten, die stark von sinnlichen, bildlichen Reizen geprägt ist. Nicht nur der Zugang in die Installation und die insgesamt düstere Gesamtatmosphäre erinnern die Erlebenden an den Eintritt in Träume. Traumartig ist auch das Schwanken zwischen dem Glänzenden, Erhabenen der Gesamtanlage und ihrem offenkundigen Verfall, der an verwunschene »Tempel« oder gleich »an die gegenwärtige Zerstörung in der Welt« denken lässt. Es fallen Bemerkungen wie »unwirklich«, »rätselhaft«, »dystopisch«. Wie im Traum verbinden sich Erinnerungen (an »vergangene Kulturen«) und Vorahnung (»was aus der Welt werden mag«) und rufen dabei persönliche, oftmals ambivalente Assoziationen hervor. Die Rezipierenden erinnern sich an ihre eigene Kindheit, an verpasste Chancen und offene Wünsche. Über die Türme öffnen sich »Schächte« in die eigene Vergangenheit, die Bilder werden zu »Ansichten« von dem, was im Leben möglich und erreichbar wäre.

Anders als bei Freud bleibt Traumartiges in den *Himmelspalästen* Metapher. Die Besucherinnen und Besucher vergessen durchaus nicht, dass es sich in der Halle um reale Bauten handelt und nicht um nächtliche Fantasien. Traumartig verrücken sich hier im Vor- und Zurückschreiten die Blickwinkel und Sichtachsen, wodurch Halle, Bilder, Bauten und die sie durchwandernden Personen ineinander übergehen. Mit ihren Bewegungen durch die Halle kreieren die Besucherinnen und Besucher einen persönlichen Wirkungsraum, den sie mehr oder weniger explizit mit der Art ihrer Lebensorientierung zusammenbringen: als jemand, der »immer eine zentrale Stellung bevorzugt«,

der gerne voranschreitet oder »lieber am Rande operiert«, sich umwendet oder »die Seiten wechselt«.

Mit dem Stichwort »gebaute Träume« kann gefasst werden, dass die Durchblicke und Wegstrecken in der Wirkung auf das Publikum nach und nach biografisch aufgeladen werden. Die »bauliche« Beteiligung der Rezipierenden, ihr Anhalten, Weitergehen, Nähe Suchen, Distanz Schaffen, Vorausblicken und Zurückschauen entwickelt Bezüge zu persönlichen Erinnerungen, Sehnsüchten, Erwartungen an die eigene Zukunft. Es kommt zu anrührenden Verschränkungen zwischen Objekten und Selbsterfahrung, wenn z. B. der verbotene Eintritt in die Türme an den versperrten Zugang zur eigenen Lebensgeschichte erinnert, die Spuren der Zerstörung mit eigenen Schwachpunkten und der Notwendigkeit einer Korrektur korrespondieren oder die Umkehrung am Ende der Halle daran, dass man selbst weite Wege zurückgelegt hat und es Zeit für eine Wendung wäre. Gerade das »Wendebild« an der Stirnseite der Halle macht auf die Chance aufmerksam, den Rückweg durch die nun bereits vertraute Architektur mit einer kontrollierten Positionierung zu verbinden. Dabei wird in einem wesentlich breiteren Rahmen erlebbar, wie Spielräume bei der Übernahme von Verantwortung für sich und das große Ganze nutzbar sind.

10 Psychoanalyse und Morphologie

Wie bei Freud stützt sich der Ansatz der morphologischen Wirkungsforschung auf den »Glauben« an eine alle bewussten und unbewussten Motive zusammenführende durchgängige Sinndetermination des Erlebens. Sie erscheint bei Anselm Kiefers Rauminstallation in der Grundqualität von »gebauten Träumen« und erinnert in ihrem methodischen Stellenwert an die von der Psychoanalyse herausgestellten Wirkungsqualitäten von Kunstwerken wie die frühererotische Aufladung der *Gradiva*-Fantasien und den gebändigten Zorn des *Moses*. Freud war es bei der Charakterisierung von Kunstwerken letztlich um die Einbettung in Lebensschicksale und die Aufdeckung von personalen Motiven der Kunstfiguren oder Kunstschaffenden gegangen. In der Verankerung ästhetischer Sinnzusammenhänge in biografischen Motiven fand er einen Ziel- und Endpunkt der Rekonstruktionsarbeit und damit einen Ausweg aus der Unendlichkeit des hermeneutischen Zirkels.

Anders als bei Freud zielt die morphologische Beschreibung nicht auf persönliche Lebensschicksale und individuelle Motive, sondern auf Dimensionen einer überpersönlichen Wirkungsstruktur. Die wirkungspsychologische Arbeit im HangarPirelli ist derzeit noch im Gange. Sie wird im Zuge weiterer Tiefeninterviews eine zunehmend verdichtete Gesamtdarstellung der Erlebenszusammenhänge leisten und dabei durchgängig in der Beschreibungssprache verbleiben. Dem hermeneutischen Kreisel entgeht

die morphologische Beschreibung dadurch, dass die Beschreibungsarbeit als Entwicklungswerk konzipiert ist, das sich spiralförmig in vier Wendungen vorwärtsbewegt. Auf die Darstellung der »Grundqualität« (1. Version, s. o.) folgt – in gewisser Analogie zu Freuds geschichteten Motivkomplexen – die Erarbeitung von grundlegenden Spannungsverhältnissen (2. Version: »Wirkungsraum«), anschließend wird ein charakteristischer Problemerkern der Formenbildung identifiziert (3. Version: »Verwandlungsmuster«), für dessen Behandlung im Rahmen der vereinheitlichenden Beschreibung schließlich idealtypische Lösungsformen modelliert werden (4. Version: »Lösungstypen«). Die methodischen Versionen sind die Konstanten aller morphologischen Forschungsprojekte, die Momente von Beschreibung und Rekonstruktion miteinander verschränken. Sie sind in der Literatur zur morphologischen Methode vielfach dargestellt (Fitzek 2020, 2023).

Eine Besinnung auf 150 Jahre *Traumdeutung* lohnt sich schon deshalb, weil die Impulse Freuds für die wissenschaftliche Psychologie mehr sind als Gründungsfolklore. Die Überführung der scheinbar unsinnigen Träume in sinnhaltige Ausdrucksfelder einer unbewussten Produktion war ihm ein Hauptanliegen der Psychoanalyse. Von ihnen her kamen Dichtung und Kunst als Darstellungsmedien von Träumen und als Ausdrucksfelder mit eigenem psychologischem Profil ins Spiel. In der morphologischen Psychologie nimmt die Kunst eine noch breitere Rolle ein, weil Kunstwerke nicht nur persönliche Problematiken repräsentieren, sondern eine überindividuelle Wirkung auf eine Vielzahl von Rezipierenden ausüben. Für die Morphologie ist die Kunst der Königsweg zum Psychischen, weil sie, was immer dargestellt ist, das Erleben des Publikums zu komplexen Werkverdichtungen anregt. Als Wirkungsforschung geht sie wie Freud von der durchgängigen Sinntermination aller seelischen Äußerungen aus und arbeitet mit freiem Einfall und zerdehnenden Interviews. Damit sieht sie sich ausdrücklich in der Nachfolge des Jubilars und seines epochemachenden Werkes.

Literatur

- Fitzek, Herbert. 1993. *Der Fall Morphologie. Biografie einer Wissenschaft*. Bonn: Bouvier.
- Fitzek, Herbert. 2019. »Plötzlich durch Michelangelo verstanden« – Psychologische Sicht auf ein Kunstwerk und seine Wirkungsgeschichte«. In *Angewandte Psychologie. Beiträge zu einer menschenwürdigen Wissenschaft*, hrsg. von Daniel Süss und Claude Negri, 93–109. Wiesbaden: Springer VS.
- Fitzek, Herbert. 2020. »Morphologische Beschreibung«. In *Qualitative Forschung in der Psychologie. Ein Handbuch*, Bd. 2: 711–729, hrsg. von Günther Mey und Katja Mruck. Wiesbaden: Springer.
- Fitzek, Herbert. 2022. »Beschreibung als Gegenstandsbildung«. In *Kulturpsychologie – Eine Einführung*, hrsg. von Uwe Wolfradt, Lars Allolio-Näcke und Paul S. Ruppel, 269–279. Berlin: Springer Nature.
- Freud, Sigmund. 1941a [1907]. »Der Wahn und die Träume in W. Jensens ›Gradiva««. In *GW VII*, 29–125. London: Imago.

- Freud, Sigmund. 1941b [1908]. »Der Dichter und das Phantasieren«. In *GW VII*, 211–223. London: Imago.
- Freud, Sigmund. 1942 [1899]. *Die Traumdeutung. GW II/III*, 1–642. London: Imago.
- Freud, Sigmund. 1943a [1909]. »Über Psychoanalyse«. In *GW VIII*, 3–60. London: Imago.
- Freud, Sigmund. 1943b [1910]. »Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci«. In *GW VIII*, 127–211. London: Imago.
- Freud, Sigmund. 1943c [1912]. »Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung«. In *GW VIII*, 376–387. London: Imago.
- Freud, Sigmund. 1946a [1914]. »Erinnern, Durcharbeiten, Wiederholen. Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci«. In *GW X*, 126–136. London: Imago.
- Freud, Sigmund. 1946b [1914]. »Der Moses des Michelangelo«. In *GW X*, 172–201. London: Imago.
- Freud, Sigmund. 1962. *Aus den Anfängen der Psychoanalyse 1878–1902*. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Heiling, Hans-Christian. 2011. *Abgang. Psychologisches Bilderleben – eine wirkungspsychologische Untersuchung zu Vincent van Goghs »Schuhe«*. Dissertation: Universität zu Köln.
- Hodde, Johanna. 2021. *Ein Bild und sein Doppelpgänger. Zur Medialität der Narziss-Darstellung von Caravaggio*. Bielefeld: transcript.
- Kiefer, Anselm. 2018. *The Seven Heavenly Palaces*, hrsg. v. Giovanna Amadasi. New York: Mousse Publishing.
- König, Hans-Dieter. 2018. »Dichte Interpretation. Zur Methodologie und Methode der Tiefenhermeneutik«. In *Dichte Interpretation. Tiefenhermeneutik als Methode qualitativer Forschung*, hrsg. von Julia König, Nicole Burgermeister et al., 13–86. Wiesbaden: Springer VS.
- Kraft, Hartmut, Hrsg. 2008. *Psychoanalyse, Kunst und Kreativität*. 3. Aufl. Berlin: Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft.
- Lorenzer, Alfred. 1986. »Tiefenhermeneutische Kulturanalyse«. In *Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur*, hrsg. von Hans-Dieter König, Alfred Lorenzer et al., 11–98. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Salber, Wilhelm. 1999. *Kunst – Psychologie – Behandlung*. Werkausgabe Wilhelm Salber, Bd. 7. Bonn: Bouvier.
- Salber, Wilhelm. 2006. *Wirkungseinheiten*. 3. Aufl. Bonn: Bouvier.
- Salber, Wilhelm. 2008. *Morphologie des seelischen Geschehens*. 3. Aufl. Bonn: Bouvier.
- Schlagmann, Klaus. 2012. *Gradiva. Wahrhafte Dichtung und wahnhafte Deutung. Der vollständige Briefwechsel von Wilhelm Jensen und Sigmund Freud, Erläuterungen zu Jensens Novelle »Gradiva« und ihrer Interpretation durch Freud*. Saarbrücken: Der Stammbaum und die 7 Zweige.
- Schönauf, Walter und Joachim Pfeiffer. 2003. *Einführung in die psychoanalytische Literaturwissenschaft*. 2. aktualisierte und erweiterte Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Schuster, Martin. 2000. *Kunstpsychologie. Schönheit – Bildkommunikation- Kreativität*. Hohengehren: Schneider.
- Zwingmann, Björn. 2019. *Begegnung mit dem Ungeheuren: Selbsterfahrungsprozesse mit Goyas Schwarzen Bildern*. Berlin: HPB University Press.

Abbildungsnachweise

- Abbildung 1: Unbekannter Künstler, *Gradiva*, Rom, Chiaramonti-Museum, Inv. Nr. 1284; Foto: Herbert Fitzek
- Abbildung 2: Michelangelo, *Moses* – Marmorskulptur, Basilica San Pietro in Vincoli, Rom; Foto: Herbert Fitzek
- Abbildung 3: Anselm Kiefer, *I Setti Palazzi Celesti* – Rauminstallation, HangarPirelli, Mailand; Foto: Herbert Fitzek

Der Autor

Herbert Fitzek, Prof. Dr., ist Professor für Wirtschafts- und Kulturpsychologie am Campus Berlin der BSP Business & Law School und leitet den wissenschaftlichen Beirat der Hochschule. Er ist psychologischer Psychotherapeut und lehrt und forscht in den Bereichen Qualitative Methoden, Organisationsentwicklung, Analytische Intensivberatung und Kunstcoaching. Er engagiert sich in nationalen und internationalen Projekten und Kooperationen und hat zehn Monografien sowie zahlreiche Kongressbände, Aufsätze und Buchbeiträge herausgegeben.

Kontakt: herbert.fitzek@businessschool-berlin.de

»Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«

Der Alp in Kafkas Träumen – Annäherungen an Traumtexturen und ihre Schwellen

Bettina Rabelhofer

Journal für Psychologie, 32(2), 86–106

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2024-2-86>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

In seinen Tagebüchern und Briefen hat Kafka an die 60 Träume protokolliert, in seinen literarischen Texten geraten die Strukturmuster des Traums nochmals unter das Gesetz der Fiktion. Schlaflosigkeit ist im Falle Kafkas nicht die Folge exzessiver schöpferischer Arbeit, sondern unhintergehbare Bedingung seines Schreibens.

Kafkas Träume und »Halbschlafphantasien« zeichnen sich aus durch Kargheit, geradezu semiotische Nacktheit. Die Metaphern der Verdichtung und die Metonymien der Verschiebung müssen der und die Lesende leisten. Affekt und Kognition scheinen entkoppelt. Das aporetische »So ist es« im Verein mit einem traumatischen (?) »So war es« überlagert sich in der Zeiterfahrung des Traums zu einem Konglomerat, dessen imaginäre Schichtungen in die Konturen der Poesie (und damit auch der Symbolisierung) übergeführt werden. Kafkas Texte nutzen die Strukturmuster des Traums und geben die Traumtextur der totalen Sichtbarkeit preis. Das Geheime und Intime wird dem öffentlichen Blick preisgegeben. Im Phantasma von Macht und Ohnmacht, Lust und Folter überlagern sich Kindheit, Sexualität und Gewalt. In der Wiederbelebung infantiler Selbst- und Objektimages treiben Kafkas Texte libidinöse Ströme wie auch melancholische Erstarrung in gleicher Weise hervor. Gefragt wird nach der Positionsbestimmung der Kafka'schen Traumtextur zwischen Freuds Traumkonzeption der Wunscherfüllung und jenen »Schreckträumen«, deren mögliche Umwege über semiotische Prozesse blockiert sind.

Schlüsselwörter: Kafkas Traumtexturen, Provokation des Textes, Empathiestörung, Trauma, Lust, Symbolisierung

»Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«

»When I wake up, all the dreams are gathered around me but I am careful not to ponder them«

The Nightmarish in Kafka's Dreams – Approaches to Dream Textures and Their Thresholds

In his diaries and letters, Kafka recorded around 60 dreams, and in his literary texts the structural patterns of dreams are once again subjected the laws of fiction. In Kafka's case, insomnia is not the result of excessive creative work but rather an unavoidable condition of writing.

Kafka's dreams and »half-sleep fantasies« are characterized by barrenness, an almost semiotic nakedness. The metaphors of condensation and the metonymies of displacement must be achieved by the reader. Affect and cognition seem decoupled. The aporetic »That's how it is« in conjunction with a traumatic (?) »That's how it was« is superimposed in the dream's temporal experience to form a conglomerate whose imaginary layers are transferred into the contours of poetry (and thus also of symbolization). Kafka's texts use the structural patterns of dreams and render the dream textures totally visible. The secret and intimate are exposed to the public eye. Childhood, sexuality and violence overlap in the phantasm of power and powerlessness, desire and torture. In reviving infantile self- and object-images, Kafka's texts bring forth libidinal currents as well as melancholic torpor in the same way. The question is how to determine the position of Kafka's dream texture between Freud's dream conception of wish fulfillment and those »horror dreams« whose possible detours via semiotic processes are blocked.

Keywords: Kafka's dream textures, provocation of the text, empathy disorder, trauma, desire, symbolization

Wie Kafkas Texte lesen? Hermeneutische Lesarten können ihnen kaum beikommen, um dem zuweilen bizarren Amalgam aus Sexualität, Grausamkeit und Kindheit doch noch diskursive Geschmeidigkeit abzuringen. Zu sehr produzieren die kafka'schen Texte einen unerhörten Nebensinn, der sich weder durch die mimetische Anverwandlung von Wirklichkeit noch durch diskursanalytische Entflechtungen stilllegen lässt.

1 Traumatische Rezeptionstrassen und ihre lustvollen Einsprengel

Die und der Lesende, halb drinnen, halb draußen, verspüren die enigmatischen Inszenierungen, auch wenn diese immer wieder erzählbar sind, als Provokation des Textes,

als Provokation jeglichen hermeneutischen Begehrens. Der Gedanke an (Lese-)Flucht zerschellt an der Schwerkraft des Wortes, das zwar mimetisch festhält, nicht aber über die Abgründe und Klüfte des epischen »So ist es« (Adorno 1977, 280) im Textgelände trägt. Das Sich-Einlassen auf das Faszinosum des kafa'schen Wortes, auf seine Schrecklichkeiten und Libidoströme, treibt immer wieder aus der Intimität des Textes heraus und lässt mitunter den hermeneutischen Atem stocken. Was Kafkas Blickpunktträger da an Weltsicht für die und den Lesende*n freizezieren, kommt einer Wunde des Sehens gleich, die, durch die Erzählperspektive gewaltsam offen gehalten, Identifikationsmöglichkeit minutiös zersetzt. Adorno erkennt als die »nicht geringfügigste« Voraussetzung Kafkas, dass »das kontemplative Verhältnis von Text und Leser von Grund auf gestört ist«:

»[Kafkas] Texte sind darauf angelegt, daß nicht zwischen ihnen und ihrem Opfer ein konstanter Abstand bleibt, sondern daß sie seine Affekte derart aufrühren, daß er fürchten muß, das Erzählte käme auf ihn los wie Lokomotiven aufs Publikum in der jüngsten, dreidimensionalen Filmtechnik. Solche aggressive physische Nähe unterbindet die Gewohnheit des Lesers, mit Figuren der Romane sich zu identifizieren. [...] Wer es merkt und nicht vorzieht fortzulaufen, muß seinen Kopf hinhalten oder vielmehr versuchen, mit dem Kopf die Wand einzurennen, auf die Gefahr hin, daß es ihm nicht besser ergeht als den Vorgängern. Anstatt abzuschrecken, steigert ihr Los, wie im Märchen, den Anreiz. Solange das Wort nicht gefunden ist, bleibt der Leser schuldig« (Ebd., 256).

Anreiz und Abschreckung scheinen die emotionale Distanz der und des Lesenden einmal in die eine, einmal in die andere Richtung auszutarieren. Lust und Angst (Scham?) als Reaktion auf die emotionale Appellstruktur des Textes mit seinen augenscheinlichen »Leerräumen«, »Unpässlichkeiten« und fehlenden Zusammenhängen zeugen mitunter auch von der intellektuellen Frustration, »keiner Bedeutung habhaft zu werden«.

Lesende haben es mit Kafkas Texten nicht leicht. Die »narzißtische Empathiestörung in der Beziehung Text-Leser« (Vietinghoff-Scheel 1991, 50) wird auch zur Glücksstörung im Leseprozess selbst: »Als es schon unerträglich geworden war [...]« (KKAD 33) – mit diesen Worten hebt Kafkas Text *Unglücklichsein* an; sie könnten aber auch die ersten Worte des Protokolls der eigenen Lektüreerfahrung sein. Die implizite Affektstruktur des Textes zieht in der Leserin ihre (mitunter traumatische) Spur. Dies hat die bemerkenswerte Lektüre des *Schloß*-Romans von Alfrun Vietinghoff-Scheel (1991) jenen Rezipient*innen, die sich auf die »Tuchföhlung« des Textes eingelassen haben, recht eindringlich vor Augen geföhrt. Sich auf die Tuchföhlung des Textes einzulassen heißt auch, der Anziehungskraft des Textes nicht zu widerstehen und wie im »Märchen« sich den hermeneutischen Bewährungsproben zu stellen. Auch dem Leser

»Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«

mag damit etwas Narzisstisches anhaften, das ihn da in den Kafka'schen Texten voran- und umtreibt, um, so Adorno, das erlösende »Wort« (1977, 256) zu finden. Je kindlicher sich die Literatur gebärdet oder sich wie das Märchen als kindlich ausgibt, und je bildhafter sie erzählt, desto unmittelbarer mag sich das Phantasma im Text einnisten (vgl. Anzieu 1982, 215). Kafkas Texte lassen Kindheitsszenarien und Kinderwünsche auferstehen, überlagern Schrecken, Wunsch und Sexualität auf so verschlungene Weise, dass der gordische Knoten ihres Zusammenhangs oft nur in tiefenhermeneutischen Grabungsversuchen freigelegt werden kann.

Die implizite Affektstruktur des Textes zieht, wie gesagt, in der Leserin ihre traumatische Spur. Vietinghoff-Scheels trauma-analoge Literaturdeutungstheorie setzt sich vom »psychoanalytischen Verständnis von Literatur als Traum und Verhüllungsstrategie von infantilen Triebwünschen« (Vietinghoff-Scheel 1991, 75) dezidiert ab, um der »mitteilenden« (also nicht: »verhüllenden«) Funktion des Textes das Wort zu reden:

»Entgegen traditioneller psychoanalytischer Literaturdeutung verstehe ich Kafkas Texte nicht als Traum, sondern als ästhetische Bewältigung von Realtraumen, die Kafka in *szenischen Interaktionen* vorggeführt hat, die dem Leser unmittelbar am Text erfahrbar machen, unter welchen gewaltsamen Bedingungen K.s traumatische Interaktionsformen im Familienleben hergestellt wurden« (ebd., 75; Hervorhebung im Original).

Vietinghoff-Scheels Vorbehalte gegen eine traum-affine Dechiffrierungsweise von Literatur im Allgemeinen und Kafkas Texten im Besonderen mögen zum einen im Fahrwasser Alice Millers der Kritik der psychoanalytischen Triebtheorie als »Realitätsverweigerung frühkindlicher narzißtischer Traumatisierungen« (ebd.) und dem Anspruch auf Elternschonung geschuldet sein. Zum anderen setzen sie semiotische Verschiebungs- und Verdichtungsprozesse (ausschließlich?) mit »Verhüllungsstrategien« und damit Abwehrmechanismen in eins. »Eigentliches« und »uneigentliches« Sprechen auseinanderzuidividieren, ist ein Ding der Unmöglichkeit: Dort, wo das Ereignis/Phantasma im Rhetorischen verschwindet, tut sich in der gebrochenen Referenzialität des Textes unweigerlich auch die Frage nach der Konstitution von Bedeutung auf. In poststrukturalen Zeiten mutet die Gepflogenheit, Literatur als »Traum« zu lesen und den Dechiffrierungsprozess auf einer »festen« Basis ankern zu lassen, antiquiert und naiv an. Dennoch, und das macht Vietinghoff-Scheels Analysen auch so bemerkenswert, legen Kafkas Texte – mögen sie nun als »Träume« (deren Wunsch- oder Schreckenspotenzial in der verhüllenden wie aufgebrochenen Syntax der Sprache lesbar wird) oder als ästhetisch gestaltete (reale?) Trauma-Bewältigung rezipiert werden – eine »traumatische Trasse« (ebd., 50; Hervorhebung im Original), auf der die Liebe »das zutiefst verdrängte Gefühl von Kafkas Schreiben« ist (ebd., 9).

»Bedeutung« wird, so Umberto Eco, erzeugt im kooperativen Wechselspiel des Lesers mit dem Text und sie wird gleichzeitig eingeschränkt durch die Strategien des Textes (vgl. Eco 1987). Kafkas Textstrategien provozieren die fundamentalen Bedürfnisse der Leserin nach Konsistenz und semantischer Isotopie. Was Kafkas Texte an Denklöge ihren potenziellen Interpret*innen vorenthalten, bricht sich in der Beziehungsdynamik abseits von Sprache Bahn. Die traumatische Rückseite des Textes spiegelt sich wider in der semantischen Struktur, die sich nicht mehr schließt und die dennoch nicht unmittelbar zerbricht. Wo Kafkas Protagonisten in den Sog der Traum/alogik geraten, ergreift den Lesenden eine hermeneutische Hilflosigkeit angesichts eines Narrativs, das zwar syntaktisch »die Form schließt«, die analytische Frage nach dem Warum der Erzähllogik allerdings offen lässt. Die Narration scheint für das Exzentrische einer Grenzsituation zu bürgen und den szenischen Ausschnitt wohlfeil zu halten, verweigert sich aber systematisch der symbolischen Dechiffrierung. Konsequenterweise kann der »Schrecken« im löchrigen, symbolischen Verweisnetz des Textes auch nicht mit Bedeutung aufgefangen werden. Das Manifest-Gesagte provoziert einen Rezeptionswiderstand, der seinen Elan aus der Uneindeutigkeit, Widersprüchlichkeit und Paradoxie der textuellen Oberfläche bezieht. Das Händer-Ringen nach Bedeutung will nicht so recht gelingen, wo Leiden und Irritation zwar szenisch dargestellt, symbolisch aber nicht benannt werden. Auf die Sprache ist kein Verlass mehr; für den Leser und die Leserin sind Innen- und Außenperspektive ununterscheidbar, wo der Modus der Vermutung und Ungewissheit Reden vorantreibt. Das Konjunktivische¹ verscheucht trickreich den Anflug des Faktischen² Die Bewusstseinswiedergabe dessen, der da Wirklichkeitsentwürfe entfaltet und Weltbeschreibungen konstruiert, ist, da Erzähler und Erzählinstanz gerade nicht den Glauben an sich selbst verbürgen, schwindelerregend. Das sprachliche Zeichen trägt weder authentische Emotion noch kündigt es von faktischer Verbindlichkeit.

Kafkas Sprache verweigert temporal-kausale Verknüpfung und konsistent stabile Ortskoordinaten ebenso wie psychologisch motiviert und intersubjektiv nachvollziehbar ablaufende Handlungssequenzen. Zudem sind Kafkas Blickpunktträger zumeist »obstinat veränderungsresistent« (Engel 2010, 413) und in der Wiederkehr des Immer-Gleichen gefangen. Strukturell ähnliche Episoden durchziehen die kafkasche Textur, die ihre Anti-Helden in Labyrinth schickt, bei Annäherung das Objekt des Begehrens in nur noch weitere Entfernung rückt und Raserei mit gleichzeitigem Stillstand quittiert. Dem Gebundensein an die eigene innere Enklave entsprechen äußerer Stillstand und Arretierung. Gerd Schmithüsen geht von der Hypothese aus, dass im Erlebnis der stillstehenden Zeit »die Angst vor dem Erleben eines befürchteten akuten psychischen Zusammenbruchs, der die Wiederholung eines früheren stattgehabten Zusammenbruchs wäre, abgewehrt wird«, und folgert daraus in Anlehnung an Bion (1959), dass diese Abwehr die Folge von »mangelhaftem Containment im Sinne eines chronisch

intrusiven oder chronisch unerreichbaren, psychisch toten Objekts« sei (Schmithüsen 2004, 306). Kafka selbst hat in seinen Tagebüchern die nahezu metaphysische Immobilität seiner Helden im Paradox des »stehenden Sturm[lauf[s]« (KKA T, 259f.)³ oder des »stehende[n] Marschieren[s]« (ebd., 887) gespeichert. Bewegung hebt sich, ehe sie noch ausgeführt wird, gewissermaßen auf (vgl. Kurscheidt, 150) oder wird argumentativ durch Ausleuchten aller Potenzialitäten gleichsam in Gedanken schon wieder zurückgenommen. Der anvisierte Spaziergang endet, noch bevor er begonnen hat, im Bett (KKA D, 40). Für Kafkas von inneren Konflikten gefangen gehaltenen Protagonisten stellt das Übertreten von Schwellen und das Initiieren von Handlungen einen schier nicht zu bewältigenden psychologischen Kraftakt dar.

All die »kafkaesken« Irritationen unseres Tagesbewusstseins, die gegen das Realitätsprinzip so eklatant verstoßen, sind für den Traum strukturbildend. Interpret*innen haben deshalb auch Kafkas Texturen als »onirisch« gelesen (bspw. Müller-Seidel 1987, 110ff.; Engel 1998, 233–262 und 2006, 252f.; Glinski 2004; Miller 2000, 63–102) und sie unter die Gesetze des Traums gestellt.

In seinen Tagebüchern und Briefen hat Kafka an die 60 Träume protokolliert. 1990 erschien erstmals ein Band, der Kafkas Traumaufzeichnungen einem breiten Lesepublikum zugänglich machte. Kafka selbst hatte für sein »traumhaft inner[es] Leben« (KKA T, 546) wohl nur wenige Adressaten vorgesehen: seine Schwester Ottilia, seine Freunde Max Brod und Felix Weltsch und zwei Frauen, mit denen ihn zeitweilig ein Nahverhältnis verband, Felice Bauer und Milena Jesenská (vgl. Giudice und Müller 1992, 12f.). Mag es hier auch nur um die Präsentation und den »Austausch von Worten« (Freud) gegangen sein, so ermöglicht die Referenz auf ein ebenso intim wie fremd anmutendes seelisches Phänomen doch auch Möglichkeit und Risiko einer Beziehungsregulierung. Zum einen schafft das Erzählen (in Kafkas Fall: Aufschreiben als Leseangebot) von Träumen eine Atmosphäre der Intimität und des In-kommunikative-Nähe-Setzens von Unverstandenem und schwer Mitteilbarem. Zum anderen stellen Träume für den Traumerzähler ein unkalkulierbares Risiko dar mit potenziell verräterischen Informationen über sein Innenleben (Mathys 2011, 27).

Dass es Kafka sehr wohl auch um die kommunikative Klärung von Unverstandenem ging, belegt seine insistierende Frage an Felice Bauer, ob sie denn »irgendeinen Sinn, [...] irgendeinen geraden, zusammenhängenden, verfolgbaren Sinn« im *Urteil* finde (KKA BII, 201). Kafka selbst dechiffriert seinen Text à la Freud anhand von Verdichtungs- und Verschiebungsprozessen (KKA T, 460f. und 491–493), erweitert jedoch seine Erkenntnisinstrumente nachdrücklich um die Reaktion seines Körpers: »Nur so kann geschrieben werden, nur in einem solchen Zusammenhang, mit solcher vollständiger Öffnung des Leibes und der Seele« (KKA T, 461). Der Leib wird damit zum Seismographen, dessen Sensibilität und Intensität den Maßstab für gelungenes Schreiben abgeben. In einer Bemerkung über den Satzsatz des *Urteils* Max Brod gegenüber

bringt Kafka den Augenblick des Selbstmordes mit einer »starken Ejakulation« in Verbindung (Brod 1963, 134).⁴ Schreiben, wenn es nicht scheitert, evoziert die Performanz des Körperlichen.⁵ Kafkas Vorbehalte der Psychoanalyse gegenüber mögen auch mit Freuds Unterwerfung des Körpers unter die Macht des Logos zu tun haben. Wenn die Psychoanalyse Sexualität zwar theoretisch eingeholt und diskursfähig gemacht habe, so werde sie therapeutisch doch durch das Medium der Sprache diszipliniert. Für Kafka als Anhänger der Naturheilkunde konnten sprachlich fixierte Therapieinterventionen die zivilisatorische Einschnürung des Leibes nicht aufheben (vgl. Alt 2018, 311).

Alfrun von Vietinghoff-Scheel hat in ihrer Analyse des *Schloß*-Romans die subkutane Wirkung des Textes auf den Lesenden minutiös herausgearbeitet: »Sinnlichkeit ist sprachlich exkommuniziert und findet im Körper des anderen, des Lesers, statt, was dieser erst in sprachliche Symbolisierung einholen muß, um so Kafkas Schreiben [...] zu enttraumatisieren und szenisch zu komplettieren« (Vietinghoff-Scheel 1991, 84). So ist es gerade das Ausgeschlossene, die traumatische Affekt-Trasse sowohl des Traums wie des Textes, die in der Leserin Resonanz finden kann. Was Freud wohl als Sublimierungsfähigkeit (und damit als den elaboriertesten Abwehrmechanismus) bezeichnet hätte, kommentiert Kafka als Vitalitätsentzug des Lebens:

»Als es in meinem Organismus klar geworden war, daß das Schreiben die ergiebigste Richtung meines Wesens sei, drängte sich alles hin und ließ alle Fähigkeiten leer stehn, die sich auf die Freuden des Geschlechtes, des Essens, des Trinkens, des philosophischen Nachdenkens der Musik zuallererst richteten. Ich magerte nach allen diesen Richtungen ab« (KKA T, 341).

Kafkas Traumtexturen und »Halbschlafphantasien« (KKA T, 909) zeichnen sich aus durch affektive Enthaltbarkeit und Exilierung des Körpers; Affekt und Kognition scheinen entkoppelt. Die emotional entleerten Worthülsen und Handlungssequenzen stellen vielmehr das Äquivalent versachlichender Verbalisierung, der die Affektspur abhanden gekommen ist, dar. Alfrun von Vietinghoff-Scheel liest die methodische Abspaltung der Gefühle als szenisches Beziehungsangebot des Textes: »Im >hörenden, aufnehmenden, teilnehmenden Schweigen« entsteht ein Spielraum zwischen [...] Text und Leser, in dem die authentische Erfahrung der eigenen Affekte als Selbstfindung und Selbstrelativierung mit dem anderen möglich wird« (Vietinghoff-Scheel 1991, 34).

An das »Wagnis« (Rabelhofer und Breuss 2011, 71–79), diesen Spielraum szenisch auszuloten, machte ich mich mit Studierenden in einer meiner Lehrveranstaltungen zu Kafkas *Betrachtung*. Mit einem mehr oder weniger großen Überhang an Irritation begannen die Studierenden, sich dem »Stacheligen« und »Widerborstigen«, wie sie es nannten, der Text-Miniaturen zu nähern, und machten sich an die Arbeit, in

»Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«

Kleingruppen deren Leerstellen und Hohlräume zu »verkörpern«. Dies bedeutete einen beträchtlichen Mehraufwand an Zeit, Energie, Inspiration und das Risiko, sich der Gruppendynamik auszusetzen und auf die gemeinsame kreative Potenz im Aushandeln von Bedeutung zu vertrauen. Das Ergebnis konnte sich sehen und hören lassen: Fünf szenische Collagen eröffneten einen intermediären Erfahrungsraum, in dem der Text gleichsam von innen heraus Gestalt annahm und die szenische Arbeit das Deutungsspektrum von Literatur auf subtil-sensitive Weise wahrnehmbar machte. *Kafkas Text hatte Lust gemacht*. Wenn universitäre Diskussionsrituale ihren Elan oft aus der »Begriffslust« schöpfen und literarisches Erzählen in zeichenhaft entleerten literaturwissenschaftlichen Gesprächen stumpf werden und zu affektneutralen Konstrukten erstarren lassen, so kann es mithilfe szenischer Verfahren gelingen, »literarische Gespräche wieder auf die sinnlichen Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gefühle zu beziehen, die das Geschriebene in uns provoziert hat [...], und ihre Produktivität bei der Auseinandersetzung mit Literatur neu zu entdecken« (Scheller 2008, 17). In »Hautföhlung« mit dem Text haben die Studierenden viel gewagt und gewonnen: Das eigene leibpraktische Textwissen konnte zum Anknüpfungspunkt für junge Menschen werden, denen Kafka über den »Begriff« hinaus auch zur »Erfahrung« wurde. Der Wunsch nach »Textverstehen« war so zum persönlichen »Erkenntniswunsch« geworden, indem das Schweigen des Textes als Beziehungsangebot angenommen wurde – ein Beziehungsangebot mit dem Appell an den Leser, »als sinnlicher Partner nicht nur Zuschauer zu sein, sondern selber sichtbar zu werden« (Vietinghoff-Scheel 1991, 228).

Freud selbst war nicht an der Gegenübertragung, deren Nutzen für die psychoanalytische Arbeit er zur Zeit der Abfassung der *Traumdeutung* noch nicht erkannt hatte, und auch nicht an der kommunikativen Situation der Traummitteilung gelegen. Vielmehr ging es ihm ums »pure Gold« der latenten Traumgedanken, die durch Rückgängigmachung der Traumarbeit von ihrer Verkleidung befreit, für die Deutung des Traums zugänglich werden sollten. Der narrativierte, sekundär bearbeitete Traum war für ihn deshalb kaum von Interesse und der »Rohling« ohnehin ein »asoziales Produkt«:

»Der Traum ist ein vollkommen soziales seelisches Produkt; er hat einem anderen nichts mitzuteilen; innerhalb einer Person als Kompromiß der in ihr ringenden seelischen Kräfte entstanden, bleibt er dieser Person selbst unverständlich und ist darum für eine andere völlig uninteressant« (Freud 2000 [1905], 167).

Der im Modus des Erzählens geglättete Traum gaukele Konsistenz und temporale Logik vor, wo er disparat, zusammenhanglos und widersprüchlich sei. Kafka, der Freud eher bruchstückhaft und über Zeitschriften und Gesprächszirkel rezipiert hatte,⁶ beab-

sichtigte wohl, der Verfälschung des »Ursprünglichen« durch genaue Protokollierung zu entgehen.

2 Schreiben an der Grenze von Wachen und Schlafen

Schlaflosigkeit ist im Falle Kafkas nicht die Folge exzessiver schöpferischer Arbeit, sondern unhintergehbare Bedingung seines Schreibens. Das Traummaterial wird in der Niederschrift abgearbeitet und dann der poetischen Imagination überlassen. Der Traumprotokollant selbst inszeniert sich mehr als Beobachter denn als Auktor des Geschriebenen. Zeichnerische Vorstellungen⁷, Tagträume, Erzählversuche und ihre Abbrüche bedienen sich des nächtlichen Traummaterials und konfigurieren sich zu einem Unterfangen, das jeden Augenblick scheitern kann. Dem vorzubeugen gelingt nur durch exakte Protokollierung, das heißt, durch direkte Konfrontation mit den Derivaten des Unbewussten:

»Sicher ist, daß ich alles, was ich im voraus selbst im guten Gefühl Wort für Wort oder sogar nur beiläufig aber in ausdrücklichen Worten erfunden habe, auf dem Schreibtisch beim Versuch des Niederschreibens, trocken, verkehrt, unbeweglich, der ganzen Umgebung hinderlich, ängstlich, vor allem aber lückenhaft erscheint, trotzdem von der ursprünglichen Erfindung nichts vergessen worden ist. Es liegt natürlich zum großen Teil daran, daß ich frei vom Papier nur in der Zeit der Erhebung, die ich mehr fürchte als ersehne, wie sehr ich sie auch ersehne, Gutes erfinde, daß dann aber die Fülle so groß ist, daß ich verzichten muß, blindlings also nehme nur dem Zufall nach, aus der Strömung heraus, griffweise, so daß diese Erwerbung beim überlegten Niederschreiben nichts ist im Vergleich zur Fülle, in der sie lebte, unfähig ist, diese Fülle herbeizubringen und daher schlecht und störend ist, weil sie nutzlos lockt« (KKA T, 251; Heller und Beug 1983, 120f.).

Das Niederschreiben und In-Worte-Kleiden gelingt nur unzureichend – zu sehr sträubt sich das Unbewusste. Die Widerständigkeit des Traums scheint die Narration zu bekämpfen. Schreiberfahrung und Traumerfahrung ähneln sich. Methodisch lässt sich freilich das Analogiekonzept nicht effizient kontrollieren – kreativer Schreibprozess und Traumentstehung unterscheiden sich durch den Anteil an bewusster Eingriffsmöglichkeit:⁸ Kafkas Texturen enthalten auch zuweilen Korrekturen und Umformulierungen, die auf ein waches, der Tagesrationalität verpflichteteres Bewusstsein schließen lassen (Fromm 2010, 435). Dennoch scheint »Tageslicht« eine eher hinderliche als förderliche Bedingung für Kafkas Schreiben. Viele seiner Reflexionen über seine literarische Produktion deuten darauf hin, dass die Nacht und die Dämmerzustände der Schlaflosigkeit das Elixier für die Kreativität des Schreibers bereithalten. Schlaflosigkeit ist

»Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«

essenziell für Kafkas literarische Arbeitsweise. In einem Brief an Felice, den Kafka in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1912 schreibt, heißt es:

»Ich habe den Tag über nicht geschlafen und, während ich den Nachmittag über und auch am beginnenden Abend dementsprechend mit hängendem Kopf und Nebeln im Gehirn herumgieng, bin ich jetzt am Beginn der Nacht fast erregt, fühle starken Anlauf zum Schreiben in mir, der Teufel, der immer in der Schreiblust steckt, rührt sich eben zur unpassendsten Zeit« (KKA BI, 335; Heller und Beug 1983, 129).

Die Nacht als Garantin des Alleinseins mit der Möglichkeit zur äußersten Konzentration auf das Schreiben kann nicht »genug Nacht« (KKA D, 40)⁹ sein:

»Was ich dann schreiben würde! Aus welchen Tiefen ich es hervorreißen würde! Ohne Anstrengung! Denn äußerste Konzentration kennt keine Anstrengung. Nur, daß ich es vielleicht nicht lange treiben würde und beim ersten vielleicht selbst in solchem Zustand nicht zu vermeidendem Mißlingen in einen großartigen Wahnsinn ausbrechen müßte« (KKA BII, 40f.; Unterstreichung im Original; Heller und Beug 1983, 131).

Kafkas Klagen über Schlaflosigkeit und Müdigkeit skandieren seine Tagebücher und Briefe; letztendlich sind sie müßige Beschwerde, denn der Dämmerzustand zwischen Wachen und Schlafen ist für die Produktion seiner »Halbschlafphantasien« (KKA T, 909) die wichtigste kreative Ressource: »Kann ich die Geschichten nicht durch die Nächte jagen, brechen sie aus und verlaufen sich [...]« (T III, 68); und an anderer Stelle:

»Wieder war es die Kraft meiner Träume, die schon ins Wachsein vor dem Einschlafen strahlen, die mich nicht schlafen ließ. Das Bewußtsein meiner dichterischen Fähigkeiten ist am Abend und am Morgen unüberblickbar. Ich fühle mich gelockert bis auf den Boden meines Wesens und kann aus mir heben was ich nur will« (KKA T, 53; Heller und Beug 1983, 118).

Akribisch notiert Kafka Halbschlafbilder, Träume und Tagträume. Dass das Träumen, das die Ingredienz für das spätere Traumnotat spendet, zumeist quälend und mit großer psychischer Anstrengung verbunden ist, bezeugen viele seiner Aufzeichnungen. In einer Tagebucheintragung vom 2. Oktober 1911 heißt es:

»Schlaflose Nacht. Schon die dritte in einer Reihe. Ich schlafe gut ein, nach einer Stunde aber wache ich auf, als hätte ich den Kopf in ein falsches Loch gelegt. Ich bin vollständig wach, habe das Gefühl gar nicht oder nur unter einer dünnen Haut geschlafen zu haben, habe die Arbeit des Einschlafens von neuem vor mir und fühle mich vom Schlaf zurückge-

wiesen. Und von jetzt an bleibt es die ganze Nacht bis gegen 5 so, daß ich zwar schlafe daß aber starke Träume mich gleichzeitig wach halten. Neben mir schlafe ich förmlich, während ich selbst mit Träumen mich herumschlagen muß. Gegen 5 ist die letzte Spur von Schlaf verbraucht, ich träume nur, was anstrengender ist als Wachen. Kurz ich verbringe die ganze Nacht in dem Zustand, in dem sich ein gesunder Mensch ein Weilchen lang vor dem eigentlichen Einschlafen befindet. Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken« (KKA T, 49f.; Guidice und Müller 1993, 17).

An Grete Bloch schreibt Kafka am 11. Februar 1914:

»Diese Art Schlaf, die ich habe, ist mit oberflächlichen, durchaus nicht phantastischen, sondern das Tagesdenken nur aufgeregter wiederholenden Träumen durchaus wachsender und anstrengender als das Wachen. Es gibt Augenblicke im Bureau, wo ich redend oder diktierend richtiger schlafe als im Schlaf« (Br II, 330).

Als leidenschaftlich-exakter Protokollant seiner Träume überlässt sich Kafka einer *écriture automatique*,¹⁰ die ihm auch den Weg weist in die literarische Produktion:

»Das Traummaterial offenbart Möglichkeiten der erzählerischen Bildphantasie und des poetischen Entwurfs im Vorfeld der freien literarischen Erfindung. Träume zu notieren, bedeutet zunächst, sich an einem vorgegebenen Stoff abzarbeiten, ohne daß der Sprung in die ungeschützte poetische Imagination erforderlich ist« (Alt 2018, 314).

Kafka bevorzugt eine intuitive Schreibweise ohne vorgefassten Plan, in der das Geschriebene wie aus einem Guss »wohlgebildet« (KKA T, 227) Gestalt annimmt (vgl. Engel 1998, 238).

In seinen literarischen Texten geraten die Strukturmuster des Traums unter das Gesetz der Fiktion. An der Schwelle von Wachen und Träumen modelliert Sprache Imaginäres und macht es auf bizarre Weise konkret und »anschaulich«. Dass die Grenze zwischen Traum und Text fließend ist und mitunter gar nicht wahrgenommen werden kann, demonstrieren Kafkas Texte auf subtile oder auch hinterlistige Weise. Zu Beginn des *Schloß*-Textes heißt es:

»Es war spät abend als K. ankam. Das Dorf lag in tiefem Schnee. Vom Schloßberg war nichts zu sehn, Nebel und Finsternis umgaben ihn, auch nicht der schwächste Lichtschein deutete das große Schloß an [...].

Dann gieng er ein Nachtlager suchen; im Wirtshaus war man noch wach, der Wirt hatte zwar kein Zimmer zu vermieten, aber er wollte, von dem späten Gast äußerst überrascht und verwirrt, K. in der Wirtsstube auf einem Strohsack schlafen lassen. K. war

»Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«

damit einverstanden. Einige Bauern saßen noch beim Bier aber er wollte sich mit niemandem unterhalten, holte selbst den Strohsack vom Dachboden und legte sich in der Nähe des Ofens hin. Warm war es, die Bauern waren still, ein wenig prüfte er sie noch mit den müden Augen, dann schlief er ein « (KKA S, 7).

Der Text präsentiert Kafkas müden Helden an der Schwelle zum Schlaf,¹¹ die gewissermaßen den Eintritt in eine Welt mit anderen als den realistischen Vorzeichen seines Tagesbewusstseins markieren und damit auch die folgenden textimmanent-ontologischen Ungereimtheiten, Diskontinuitäten und aufgebrochenen Kausalitäten des Textes als Traumgenerierung plausibilisieren könnte. Der Text selbst generiert sich dem entgegen als eine »Zone doppelter Artikulation«, indem er seinen Helden weckt, der möglichen Traumrezeption also explizit eine Absage erteilt, und gleichzeitig in seinem onirischen Modus fortfährt. Wenn der Signifikant des bewussten Sprechens sich dermaßen unverbindlich gebärdet und der Text nicht für seinen eigenen eindeutigen Status bürgen will, bedeutet das für die Lesenden ebenso einen hermeneutischen Dämmerzustand, in dem fiktive Welt und imaginäre Seelenlandschaft einander überlagern. Dämmerzustände sind textintern wie textextern riskant. In der *Strafkolonie* (KKA D, 201–248) wird der Delinquent, dessen Vergehen einzig im Einschlafen besteht, einem zwölfstündigen Folterritual ausgesetzt. Der Text versetzt in sehr ambivalenter Weise das Phantasma von Macht und Ohnmacht, von Folter und Lust in Schwingung. Die Gewaltsamkeiten, die den Text skandieren, werden umlagert von erotischen Konnotationen und einer Ästhetik des Schrecklichen, die die Lektüre auf ein beunruhigendes Element verpflichtet. Das Phantasma, das die grausame Bestrafung umlagert, nimmt die tödliche Qual als Verheißung noch größerer Befriedigung und Erkenntnis.

3 Lichtverhältnisse

Kafkas Texturen scheinen sich mit geschlossenen Augen dem Blick des Lesers darzubieten und ihm gleichzeitig und paradoxerweise ein Übermaß an »Zeigelust« aufzudrängen. Im Kampf um den Blick des Zuschauers generiert die *Strafkolonie* ein hochorganisiertes Folterspektakel, das auf unmittelbarer Sichtbarkeit¹² und lückenloser Ausleuchtung beharrt. Im Brennpunkt allen Lichts steht der »eigentümliche« Folterapparat (KKA D, 203). Mit Katherine Stroczan, die in ihrem Aufsatz über den Maler Francis Bacon die exponierenden Lichtverhältnisse seiner Bilder bespricht, ließe sich hinzufügen:

»Das Beharren auf der restlosen Beleuchtung, auf der unmittelbaren Sichtbarkeit des ganzen Raumes und auf dem substantiell Faßbaren, läßt an das Gegenteil denken – an die nächtlichen Ängste eines durch die Dunkelheit gefesselten Kindes, das von bösen, aus un-

sichtbaren Ecken herauskriechenden Geistern bedroht wird. In der undurchdringlichen Schwärze einer endlos anmutenden Nacht sind weder Metaphern, Euphemismen noch Geheimnisse willkommen« (Stroczan 2000, 16f.).¹³

Kafkas Texte nutzen die Strukturmuster des Traums und geben die Traumtextur der totalen Sichtbarkeit preis. Seine Texte sind ausgeleuchtete Texturen, die das »Sehen-Wollen« und das »Sehen-Müssen« merkwürdig in der Schwebelage halten. Die »Sehnsucht nach einem Licht ohne Schatten« (KKA T, 221) gebietet eine Welt ohne Geheimnisse, eine Welt, in der alles »zur Schau« gestellt und auf Transparenz ausgerichtet ist. Das Geheime und Intime wird dem öffentlichen Blick preisgegeben – die »Guckloch«¹⁴-, »Schlüsselloch«¹⁵- und Koitus-Szenen¹⁶ beispielsweise des *Schloß*-Textes locken mit geradezu pornographischem Exhibitionismus und verheißen dem Beobachter Einblick bis ins Letzte. Im Phantasma von Macht und Ohnmacht, Lust und Folter überlagern sich Kindheit, Sexualität und Gewalt. In der Wiederbelebung infantiler Selbst- und Objektimages treiben Kafkas Texte libidinöse Ströme wie auch melancholische Erstarrung in gleicher Weise hervor.

Kafkas Helden sind distanzierte Voyeure, deren Sehen auf den Kontaktmodus der Distanz verpflichtet ist (vgl. Mattenklott 1981, 1252). Selbst dem *Forschungsreisenden*, der »nur mit der Absicht (reist) zu sehen« (KKA D, 222), eignet eine »Gleichgültigkeit« (vgl. KKA D, 208), deren aufdringliche Präsenz ihn »nahezu sichtbar unbeteiligt« (KKA D, 204; meine Hervorhebung) wirken lässt. Solch zur Schau gestellte Gleichgültigkeit kontrastiert in auffälliger Weise mit einer »Wissbegier«, die doch für gewöhnlich Reisenden, die zu »forschen« pflegen, unterstellt wird. Im Kontext der *Traumdeutung* hat Freud, Bezug nehmend auf Träume von geliebten Toten, auch über die »Gleichgültigkeit« des Träumers gesprochen: »Natürlich ist diese Gleichgültigkeit keine reale, sondern eine gewünschte, sie soll die sehr intensiven, oft gegensätzlichen Gefühlseinstellungen des Träumers verleugnen helfen [...]« (Freud 2000 [1900], 417). Der Text scheint mit großer Anstrengung und Mühe all seine Energie geradewegs im distanzierten, so vorgeblich gleichgültigen Blick des Reisenden zu bündeln. Freilich – und vielleicht mag das die »Lokomotive« sein, die Adorno in seinen *Aufzeichnungen zu Kafka* als so bedrohlich empfand, – verspürt die Lesende schon früh im Verlauf der ersten Lektüre eine unbestimmte Angst, das Geschehen könnte trotz oder gerade wegen so viel augenscheinlicher Distanz den Reisenden in seinen malignen Sog ziehen oder als desaströser Funke auf ihn überspringen. Der »kühle« Betrachtungsmodus fungiert als Schutzschild, als wahrnehmungstechnische Barriere, die dem »Beobachter« das rettende Draußen sichern soll.¹⁷ Der Text bringt die Irritationen des Verstandes in der Metaphorik des Lichtes und der Hitze unter, einer Metaphorik, der sich auch die psychobiologische Gedächtnisforschung (Metcalf und Jacobs 1996, 1-6) bedient. Während das »kühle«, alltägliche Gedächtnis den Katego-

»Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«

rien von Raum, Zeit und Kausalität unterliegt, werden Wahrnehmungseindrücke im »heißen« Gedächtnis nicht mehr kategorial erfasst und geordnet:

»Zusammenhanglose Sinnesfragmente, in denen olfaktorische (Gerüche), visuelle (Bildfragmente), akustische (Geräusche) und kinästhetische Eindrücke vorherrschen, treten an die Stelle geordneter Wahrnehmungsbilder. Diese Sinnesindrücke [...] bleiben über lange Zeit hinweg lebendig; sie scheinen im Gedächtnis wie »eingefroren« zu sein. Werden sie erneut stimuliert, sei es über situative Reize oder das Wiederaufleben der peritraumatischen Stimmungslage, so kehren sie in intrusiven Erinnerungsbildern wieder, die oft über Jahre und Jahrzehnte hinweg das gleiche Szenario wiederholen« (Fischer und Riedesser 1998, 89).

4 Leidlustverlötungen

Mit der »Leidlustverlötung« (Mecke 1982, 29) des Blicks korrespondiert in Kafkas Texten ein allumfassendes Szenario der phantasmatischen Verstrickung von Schuld und Begehren. An den dramaturgisch gestalteten Ablauf des akzentuierten Entsetzens schmiegt sich ein Moment, das ebenso Bestandteil einer Wunscherfüllungsfantasie sein könnte. Explizite Wunscherfüllungsfantasien finden sich in Kafkas Texten nur wenige. Sie umrahmen zumeist einen traumatischen Mangel. So entspricht die Wunschseite des Mangels vielleicht der Süße des Kognakgeruchs, die den Landvermesser im *Schloß*-Roman zum Träumen bringt: »[D]er Geruch war so süß, so schmeichelnd, so wie wenn man von jemand, den man sehr lieb hat, Lob und gute Worte hört und gar nicht genau weiß, um was es sich handelt und es gar nicht wissen will und nur glücklich ist in dem Bewußtsein, daß er es ist, der so spricht« (KKA S, 164). Paradoxe Weise scheint jedoch das Fehlen der »gute(n) Worte« und damit auch das Fehlen eines guten inneren Objekts im sadomasochistischen Arrangement der Triebimpulse eine Art »Versöhnungsversprechen« zu verheißen. Die Szenen von Macht und Ohnmacht, Strafe, Gewalt und Folter scheinen der Preis für den Wunsch, »es möge überhaupt jemand sprechen«. Kafkas Texte konstruieren maligne Dreiecksbeziehungen, in der der Gequälte, der Folterer und der Zuschauer auf imaginäre Weise miteinander verschmolzen sind. Die Identifizierung mit dem Mächtigen kommt dem Rettungsversuch eines traumatisierten Kindes gleich, wie ihn Sandor Ferenczi beschrieben hat:

»[Traumatisierte Kinder sind] durch eine ungeheure Angst paralyisiert. Die Kinder fühlen sich körperlich und moralisch hilflos, ihre Persönlichkeit ist noch zu wenig konsolidiert, um auch nur in Gedanken protestieren zu können, die überwältigende Kraft und Autorität des Erwachsenen macht sie stumm, ja beraubt sie oft der Sinne. *Doch dieselbe Angst,*

wenn sie einen Höhepunkt erreicht, zwingt sie automatisch, sich dem Willen des Angreifers unterzuordnen, jede seiner Wunschregungen zu erraten und zu befolgen, sich selbst ganz vergessend sich mit dem Angreifer vollauf zu identifizieren. Durch die Identifizierung, sagen wir Introjektion des Angreifers, verschwindet dieser als äußere Realität und wird intrapsychisch, statt extra; das Intrapsychische aber unterliegt in einem traumhaften Zustand, wie die traumatische Trance einer ist, dem Primärvorgang, d.h. es kann, entsprechend dem Lustprinzip, gemodelt, positiv- und negativ-halluzinatorisch verwandelt werden. Jedenfalls hört der Angriff als starre äußere Realität zu existieren auf, und in der traumatischen Trance gelingt es dem Kind, die frühere Zärtlichkeitssituation aufrechtzuerhalten« (Ferenci 1966, 186; Hervorhebung im Original).

Kafka bringt die unstillbare Liebesehnsucht der Kinderzeit nach der so existenziell benötigten Liebe in der Dynamik von Foltern und Gefoltertwerden unter. Kafkas »Tortur und Selchmesserphantasien«¹⁸ mögen sich auch damit erklären lassen. In der szenischen Darstellung seines eigenen Masochismus sind »die Syntax der Sprache und ihre Eindeutigkeit«, so Fritz B. Simon in seinem Beitrag über die semiotischen Aspekte von Traum und Sprache, »in der Kopplung von Objekt und Wort zugunsten der analogen Darstellung der Beziehungsaspekte zurückgetreten« (Simon 1982, 689). Kafkas Szenographien der Gewalt, die auch seine Tagebücher, Briefe und Träume zum Ausdruck bringen, zeugen von »unverdaulichem« Material, das durch Verdichtungs- und Verschiebungsprozesse in symbolische Form gegossen, aus maligner Formlosigkeit evakuiert wird und, im besten Fall, textextern und traumextern im »verstehenden Anderen« untergebracht werden kann. Damit werden auch Traumerzählungen zur »zweiten Chance« (Mathys 2011, 21) für ein wunschgeleitetes Rearrangement, das zusätzlich zum autonom ablaufenden Traumvorgang in eine narrative Kontur übergeführt wird, auch wenn sich diese im Falle Kafkas »semiotisch nackt« und spröde anfühlt. Damit sind Leser und Leserin in ihrer Container- und Mentalisierungsfunktion gefordert. Kafkas ästhetische Strategie ordnet die traumatischen Einkapselungen in unterschiedlichen Kontexten jeweils neu zu textuellen Arrangements, denen die Hoffnung auf das »gute« Ende eingeschrieben ist. Als ästhetischer Reparationsversuch kämpft das Schreiben gegen den Wiederholungszwang des Alpdrucks an und ebnet damit einen symbolischen Pfad zur Wunscherfüllung. Damit wird auch der Alptraum Teil einer »Symbolisierungsstrasse«, die über die traumatische Wörtlichkeit hinaus den Weg ins Innere des Wunsches und seiner Symbolisierung weist.

Anmerkungen

- 1 Kafkas Konjunktivkaskaden scheinen auch angstmachenden Situationen »die Realität rauben zu wollen«. Vgl. dazu Freud, der diesen Mechanismus der »Entwicklung« im Kontext der Träume beschreibt: »Die Seele kümmert sich entweder überhaupt nicht um die Anlässe

»Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«

- zu Sensationen während des Schlafes, wenn sie dies gegen die Intensität und die von ihr wohlverstandene Bedeutung dieser Reize vermag; oder sie verwendet den Traum dazu, diese Reize in Abrede zu stellen, oder drittens, wenn sie dieselben anerkennen muß, so sucht sie jene Deutung derselben auf, welche die aktuelle Situation als einen Teilbestand einer gewünschten und mit dem Schlafen verträglichen Situation hinstellt. Die aktuelle Sensation wird in einen Traum verflochten, *um ihr die Realität zu rauben*« (Freud 2000 [1900], 240f.; Hervorhebung im Original).
- 2 Eine nahezu aufdringlich gehaltene Kondensation des »Möglichen«, aber nicht »Wirklichen«, führt Kafkas Kurztext *Auf der Galerie* vor: Verschiedene Varianten der Potenzialität werden bildhaft im ersten, einem Konditionalsatz in Szene gesetzt, um dann – vom Indikativ abgelöst – den Text in die Enigmatik fiktionsimmanenter (Traum-)Wirklichkeit überzuführen: »Da es aber nicht so ist [...] – da dies so ist, legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brüstung und, im Schlußmarsch wie in einem schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen« (KKA D 262f.).
 - 3 Vgl. dazu auch das erste Kapitel des *Schloß*-Romans: »So ging er wieder vorwärts, aber es war ein langer Weg. Die Straße nämlich, die Hauptstraße des Dorfes, führte nicht zum Schloßberg, sie führte nur nahe heran, dann aber wie absichtlich bog sie ab und, wenn sie sich auch vom Schloß nicht entfernte, so kam sie ihm doch auch nicht näher« (KKA S, 21).
 - 4 Vgl. auch: »Aufregungszustand Nachmittag [...] Allmählich verwandelte sich aber diese Aufregung, die Gedanken wurden auf das Schreiben hingelenkt, ich fühlte mich dazu fähig, wollte nichts anderes als die Möglichkeit des Schreibens haben, überlegte, welche Nächte ich in der nächsten Zeit dafür bestimmen könnte, lief unter Herzschmerzen über die steinerne Brücke, fühlte das schon so oft erfahrene Unglück des verzehrenden Feuers, das nicht ausbrechen darf, erfand, um mich auszudrücken und zu beruhigen, den Spruch ›Freundchen ergieße Dich‹, sang ihn unaufföhrlich nach einer besondern Melodie und begleitete den Gesang, indem ich ein Taschentuch in der Tasche wie einen Dudelsack immer wieder drückte und losließ« (KKA T, 771f.; Heller und Beug 1983, 144f.).
 - 5 Vgl. auch: »Endlich sage ich es, behalte aber den großen Schrecken, daß zu einer dichterischen Arbeit alles in mir bereit ist und eine solche Arbeit eine himmlische Auflösung und ein wirkliches Lebendigwerden für mich wäre, während ich hier im Bureau um eines so elenden Aktenstückes willen eines solchen Glückes fähigen Körpers um ein Stück seines Fleisches berauben muß« (KKA T, 54; Heller und Beug 1983, 118).
 - 6 Am 19. Juli 1912 schreibt er Willy Haas: »Von Freud kann man Unerhörtés lesen, das glaube ich. Ich kenne leider nur wenig von ihm und viel von seinen Schöulern und habe deshalb nur einen großen leeren Respekt vor ihm« (KKA BI, 162).
 - 7 Vgl.: »Vor dem Einschlafen hatte ich gestern die zeichnerische Vorstellung einer für sich bergähnlich in der Luft abgesonderten Menschengruppe, die mir in ihrer zeichnerischen Technik vollständig neu und einmal erfunden leicht ausführbar schien. [...] Vor Erstaunen über diese schöne Zeichnung die mir im Kopfe eine Spannung erzeugte, die meiner Überzeugung nach dieselbe und zwar dauernde Spannung war, von der, wann ich wollte, der Bleistift in der Hand geführt werden könnte, zwang ich mich aus dem dämmernden Zustand heraus, um die Zeichnung besser durchdenken zu können. Da fand sich allerdings bald, daß ich mir nichts anderes vorgestellt hatte, als eine kleine Gruppe aus grauweißem Porcellan« (KKA T 296f.; Giudice und Müller 1992, 31f.).
 - 8 »Die Tagebücher und (später) die Oktavhefte verraten jedoch auch, daß Überfluß die Bedingung für Kafkas literarische Arbeit ist: kaum zählbar sind die Bruchstücke und Entwürfe, die hier in der Werkstatt der Phantasie angeliefert und schließlich verworfen werden« (Alt 2918, 315).

- 9 Vgl. auch den Brief an Felice vom 26.6.1913, in dem Kafka das »nächtliche« Schreiben zum »tödlichen« Schreiben radikalisiert: »Mein Verhältnis zum Schreiben und mein Verhältnis zu den Menschen ist unwandelbar und in meinem Wesen, nicht in den zeitweiligen Verhältnissen begründet. Ich brauche zu meinem Schreiben Abgeschiedenheit, nicht »wie ein Einsiedler« das wäre nicht genug, sondern wie ein Toter. Schreiben in diesem Sinne ist ein tieferer Schlaf also Tod und so wie man einen Toten nicht aus seinem Grabe ziehen wird und kann, so auch mich nicht vom Schreibtisch in der Nacht. Das hat nichts Unmittelbares mit dem Verhältnis zu Menschen zu tun, ich kann eben nur auf diese systematische zusammenhängende und strenge Art schreiben und infolgedessen auch nur so leben« (KKA BII, 221f.; Heller und Beug 1983, 135).
- 10 So entsteht auch *Das Urteil* »in der Nacht vom 22 zum 23 von 10 Uhr abends bis 6 Uhr früh in einem Zug« (KKA T 460 bzw. Heller/Beug 1983, 19).
- 11 Schwellensituationen und Dämmerzustände zwischen Nacht und Tag, Schlafen und Wachen scheinen für die Kafka'schen Protagonisten immer ein Risiko zu bergen: »Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet« (KKA P, 7); oder: »Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt. [...] Es war kein Traum« (KKA D, 115).
- 12 Vgl. auch die Inszenierung visuellen Ausgesetztseins im *Amerika*-Roman: »Überdies bestanden die Wände der Portierloge ausschließlich aus ungeheueren Glasscheiben, durch die man die Menge der im Vestibül gegeneinanderströmenden Menschen deutlich sah, als wäre man mitten unter ihnen. Ja es schien in der ganzen Portierloge keinen Winkel zu geben, in dem man sich vor den Augen der Leute verbergen konnte« (KKA V, 254f.); Traum vom 6. Mai 1912: »Links hinter mir sah ich in einem förmlich mit lauter Glaswänden umgebenen Zimmer einen Mann sitzen, der mir den Rücken zuwandte« (KKA T, 420; Giudice und Koch 1993, 33); Auch das Dahinvegetieren des »Hungerkünstlers« wird »grell« ausgeleuchtet: »Viel lieber waren ihm die Wächter, welche sich eng zum Gitter setzten, mit der trüben Nachtbeleuchtung des Saales sich nicht begnügten, sondern ihn mit den elektrischen Taschenlampen bestrahlten, die ihnen der Impresario zur Verfügung stellte. Das grelle Licht störte ihn gar nicht [...]« (KKA D, 335f.).
- 13 An anderer Stelle zieht Stroczan, Bezug nehmend auf die »enge Verbindung zwischen Psychosomatik und perversem Masochismus« auf den Bildern Bacons, einen expliziten Vergleich mit Kafka: »Dieser Modus des psychischen Funktionierens, der sich in der alldruckartigen Landschaft des *Prozesses* niederschlägt [...], illustriert die klaustrophobische Qualität eines zwischen Verschmelzung, narzißtischer und fetischistischer Besetzung eingeschlossenen linearen Systems, das dem Werk Bacons eigen ist« (Stroczan 2000, 24).
- 14 »Durch das kleine Loch, das offenbar zu Beobachtungszwecken gebohrt war, übersah [K.] fast das gesamte Nebenzimmer. An einem Schreibtisch in der Mitte des Zimmers in einem bequemen Rundlehstuhl saß *grell* von einer vor ihm niederhängenden Glühlampe *beleuchtet* Herr Klamm« (KKA S, 60; meine Hervorhebung).
- 15 »[D]ie Wirtin [...] blickte durchs Schlüsselloch, wandte sich dann zu den andern mit aufgerissenen Augen, erhitztem Gesicht, winkte sie mit dem Finger zu sich und nun blickten sie abwechselnd durch [...]« (ebd., 171f.).
- 16 Frieda und K. schlafen sozusagen unter den Augen der Gehilfen miteinander: »Wir mußten Dich doch suchen«, sagten die Gehilfen, »da Du nicht herunter zu uns in die Wirtsstube kamst, wir suchten Dich bei Barnabas und fanden Dich endlich hier, hier sitzen wir die ganze Nacht. Leicht ist ja der Dienst nicht.« (ebd., 70.).
- 17 Vgl. dazu: »Depersonalisierungserlebnisse, die wir auch als »Selbstverdopplung« des Subjekts betrachten können, stellen ebenfalls einen solchen Schutzmechanismus dar. Das personale Erlebniszentrum trennt sich vom empirischen Selbst und schaut der bedrohlichen Szene von

»Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«

außen, oft schwebenderweise von oben zu. Folteropfer z. B., die über solche dissoziativen Fähigkeiten verfügen, sind gegenüber der unerträglichen traumatischen Situation möglicherweise besser geschützt als andere, denen diese Fähigkeit nicht zur Verfügung steht« (Fischer und Riedesser 1998, 81).

- 18 »Ja, das Foltern ist mir äußerst wichtig, ich beschäftige mich mit nichts anderem als mit Gefoltert-werden und Foltern« (KKA Bill, 366; Haas 1966, 186); »Weißt Du, wenn ich so etwas hinschreiben will wie das folgende, nähern sich schon die Schwerter, deren Spitzen im Kranz mich umgeben, langsam dem Körper, es ist die vollkommenste Folter [...]« (KKA Bill, 307; Haas 1966, 151); »Liebe ist, daß Du mir das Messer bist, mit dem ich in mir wühle« (KKA Bill, 347; Haas 1966, 172); »Vorstellungen wie z. B. die, daß ich ausgestreckt auf dem Boden liege, wie ein Braten zerschnitten bin und ein solches Fleischstück langsam mit der Hand einem Hund in die Ecke zuschiebe –, solche Vorstellungen sind die tägliche Nahrung meines Kopfes!« (KKA Bil, 152; Brod 1975, 114f.); »Immerfort die Vorstellung eines breiten Selchermessers, das eiligst und mit mechanischer Regelmäßigkeit von der Seite her in mich hineinfährt und ganz dünne Querschnitte losschneidet, die bei der schnellen Arbeit fast eingerollt davonfliegen« (KKA T, 560); »Die ergiebigste Stelle zum Hineinstechen scheint zwischen Hals und Kinn zu sein. Man hebe das Kinn und steche das Messer in die gestrafften Muskeln. Die Stelle ist aber wahrscheinlich nur in der Vorstellung ergiebig. Man erwartet dort ein großartiges Ausströmen des Blutes zu sehn und ein Flechtwerk von Sehnen und Knöchelchen zu zerreißen, wie man es ähnlich in den gebratenen Schenkeln von Truthähnen findet« (KKA T, 754); »Noch einmal schrie ich aus voller Brust in die Welt hinaus. Dann stieß man mir den Knebel ein, fesselte Hände und Füße und band mir ein Tuch vor die Augen. Ich wurde mehrmals hin und her gewälzt, ich wurde aufrecht gesetzt und wieder hingelegt auch dies mehrmals, man zog ruckweise an meinen Beinchen, daß ich mich vor Schmerzen bäumte, man ließ mich ein Weilchen ruhig liegen, dann aber stach man mich tief mit irgendetwas Spitzem, überraschend hier und dort, wo es die Laune eingab« (KKA T 816f.).

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1977. »Aufzeichnungen zu Kafka«. In *Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild*, Bd. 10.1: 254–287. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Alt, Peter-André. 2018. *Franz Kafka. Der ewige Sohn. Eine Biographie*. München: C. H. Beck.
- Anzieu, Didier. 1982. »Die Spuren des Körpers im Geschriebenen: Eine psychoanalytische Untersuchung des Erzählstils«. In *Psychoanalyse und Sprache. Vom Körper zum Sprechen*, hrsg. v. Didier Anzieu u. a., 215–234. Paderborn: Junfermann. (= Innovative Psychotherapie und Humanwissenschaften 19.)
- Bion, Wilfred Ruprecht. 1990 [1959]. »Angriffe auf Verbindungen«. In *Melanie Klein heute. Entwicklungen in Theorie und Praxis. Beiträge zur Theorie*, hrsg. v. Elizabeth Bott Spillius, Bd. 1: 110–129. Wien und München: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Brod, Max. 1963. *Franz Kafka. Eine Biographie*. Frankfurt am Main und Hamburg: Fischer. (= Fischer Bücherei 552.)
- Eco, Umberto. 1987. *Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten*. München und Wien: Hanser.
- Engel, Manfred. 1998. »Literarische Träume und traumhaftes Schreiben bei Franz Kafka. Ein Beitrag zur Oneiropoetik der Moderne«. In *Träumungen. Traumerzählungen in Literatur und Film*, hrsg. v. Bernard Dieterle, 233–262. St. Augustin: Gardez! Verlag. (= Filmstudien 9.)

- Engel, Manfred. 2006. »Kafka und die Poetik der klassischen Moderne«. In *Franz Kafka und die Weltliteratur*, hrsg. v. Manfred Engel und Dieter Lamping, 247–262. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Engel, Manfred. 2010. »Kafka lesen – Verstehensprobleme und Forschungsparadigmen«. In *Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. v. Manfred Engel und Bernd Auerochs, 411–427. Stuttgart [u. a.]: Metzler.
- Ferenczi, Sandor. 1982 [1932]. »Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind«. In *Sandor Ferenczi. Schriften zur Psychoanalyse. Auswahl in zwei Bänden*, hrsg. von Michael Balint, Bd. 2: 303–313. Frankfurt am Main: Fischer. (= Fischer Wissenschaft 7317)
- Fischer, Gottfried und Peter Riedesser. 1998. *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. München und Basel: Reinhardt. (= UTB für Wissenschaft)
- Freud, Sigmund. 2000 [1900]. *Die Traumdeutung*. Studienausgabe, hrsg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey. Mitherausgeberin des Ergänzungsbandes Ilse Grubrich-Simitis, Bd. 2. Frankfurt am Main: Fischer.
- Freud, Sigmund. 2000 [1905]. »Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten«. Studienausgabe, hrsg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey. Mitherausgeberin des Ergänzungsbandes Ilse Grubrich-Simitis, Bd. 4: *Psychologische Schriften*. 9–219. Frankfurt am Main: Fischer.
- Fritz, Simon B. 1982. »Semiotische Aspekte von Traum und Sprache. Strukturierungsprinzipien subjektiver und intersubjektiver Zeichensysteme«. *Psyche* 368: 673–699.
- Fromm, Waldemar. 2010. »Schaffensprozess«. In *Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. v. Manfred Engel und Bernd Auerochs, 428–437. Stuttgart [u. a.]: Metzler.
- Glinzki, Sophie von. 2004. *Imaginationsprozesse. Verfahren phantastischen Erzählens in Franz Kafkas Frühwerk*. Berlin und New York: Gruyter. (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 31)
- Kafka, Franz. 1990. *Sogni*, hrsg. v. Gaspare Giudice. Palermo: Sellerio editore.
- Kafka, Franz. 1966. *Briefe an Milena*, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Willy Haas. Frankfurt am Main und Hamburg: Fischer. (= Fischer Bücherei 756)
- Kafka, Franz. 1975. *Briefe 1902–1924*, hrsg. v. Max Brod. Frankfurt am Main: Fischer. (= Fischer Taschenbuch 1575)
- Kafka, Franz. 1982. *Das Schloß*, hrsg. von Malcolm Pasley. Frankfurt am Main: Fischer. (= Schriften. Tagebücher. Briefe. Kritische Ausgabe.) [KKA S]
- Kafka, Franz. 1983. *Der Verschollene*, hrsg. von Jost Schillemeit. Frankfurt am Main: Fischer. (= Schriften. Tagebücher. Briefe. Kritische Ausgabe.) [KKA V]
- Kafka, Franz. 1983. *Über das Schreiben*, hrsg. von Erich Heller und Joachim Beug. Frankfurt am Main: Fischer.
- Kafka, Franz. 1990. *Der Proceß*, hrsg. von Malcolm Pasley. Frankfurt am Main: Fischer. (= Schriften. Tagebücher. Briefe. Kritische Ausgabe.) [KKA P]
- Kafka, Franz. 1992. *Träume. Ringkämpfe jeder Nacht*, hrsg. v. Gaspare Giudice und Michael Müller. Frankfurt am Main: Fischer. (= Fischer Taschenbuch 11148)
- Kafka, Franz. 1994. »Auf der Galerie«. In *Franz Kafka: Schriften. Tagebücher. Briefe. Kritische Ausgabe*, hrsg. von Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit. Band: *Drucke zu Lebzeiten*, hrsg. von Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch und Gerhard Neumann, 262f. Frankfurt am Main: Fischer. [KKA D]
- Kafka, Franz. 1994. »In der Strafkolonie«. In *Franz Kafka: Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe*, hrsg. von Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit. Band: *Drucke zu Lebzeiten*, hrsg. von Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch und Gerhard Neumann, 201–248. Frankfurt am Main: Fischer. [KKA D]

»Wenn ich erwache sind alle Träume um mich versammelt aber ich hüte mich, sie zu durchdenken«

- Kafka, Franz. 1994. »Unglücklichsein«. In *Franz Kafka: Schriften. Tagebücher. Briefe. Kritische Ausgabe*, hrsg. von Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit. Band: *Drucke zu Lebzeiten*, hrsg. v. Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch und Gerhard Neumann, 33–40. Frankfurt/Main: Fischer. [KKA D]
- Kafka, Franz. 1994. »Ein Hungerkünstler«. In *Franz Kafka: Schriften. Tagebücher. Briefe*, Kritische Ausgabe, hrsg. von Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit. Band: *Drucke zu Lebzeiten*, hrsg. von Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch und Gerhard Neumann, 333–349. Frankfurt am Main: Fischer. [KKA D]
- Kafka, Franz. 1994. »Das Urteil«. In *Franz Kafka: Schriften. Tagebücher. Briefe*, Kritische Ausgabe, hrsg. von Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit. Band: *Drucke zu Lebzeiten*, hrsg. von Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch und Gerhard Neumann. 41–61. Frankfurt am Main: Fischer. [KKA D]
- Kafka, Franz. 1994 »Die Verwandlung«. In *Franz Kafka: Schriften. Tagebücher. Briefe*. Kritische Ausgabe, hrsg. von Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit. Band: *Drucke zu Lebzeiten*, hrsg. von Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch und Gerhard Neumann, 201–248. Frankfurt am Main: Fischer 1994. [KKA D]
- Kafka, Franz. 2001. *Briefe 1900–1912*, hrsg. von Hans-Gerd Koch. Frankfurt am Main: Fischer. (= Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe) [KKA BI]
- Kafka, Franz. 2001. *Briefe 1913 – März 1914*, hrsg. von Hans-Gerd Koch. Frankfurt am Main: Fischer. (= Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe) [KKA BII]
- Kafka, Franz. 2001. *Briefe 1918–1920*, hrsg. von Hans-Gerd Koch. Frankfurt am Main: Fischer. (= Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe) [KKA BIII]
- Kafka, Franz. 2003. *Tagebücher 1909–1912*, hrsg. von Hans-Gerd Koch. Frankfurt am Main: Fischer. (= Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe) [KKA T]
- Kurscheidt, Georg. 1987. »Stillstehendes Galoppieren« – der Spaziergang bei Robert Walser. Zur Paradoxie einer Bewegung und zum Motiv des ›stehenden Sturmlaufs‹ bei Franz Kafka«. *Euphorion* 81:131–155.
- Mathys, Hanspeter. 2011. *Wozu werden Träume erzählt? Interaktive und kommunikative Funktionen von Traummitteilungen in der psychoanalytischen Therapie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Mattenklott, Gert. 1981. »Das gefräßige Auge«. *Merkur Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 35 (12): 1252–1262.
- Mecke, Günter. 1982. *Franz Kafkas offenes Geheimnis. Eine Psychopathographie*. München: Fink.
- Metcalfe, Janet und W.J. Jacobs. 1996. »A ›hot-system/cool-system‹ view of memory under stress«. *PTSD research Quarterly* 7 (2): 1–6.
- Miller, Norbert. 2000. »Traum- und Fluchtlandschaften. Zur Topographie des jungen Kafka. Mit einem Exkurs über die Träume in der ›Schwarzen Romantik‹«. In *Möglichkeitssinn*, hrsg. v. Gerhard Bauer und Robert Stockhammer, 63–102. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Müller-Seidel, Walter. 1987. »Kafkas Begriff des Schreibens und die moderne Literatur«. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 68 (17): 104–121.
- Rabelhofer, Bettina und Marlies Breuss. 2011. »Kafkas frühe Prosa. Literarisches Erzählen hör- und sichtbar machen. Wie Stacheltiere zu Weggefährten wurden (und trotzdem Stacheltiere blieben)«. *ide. Informationen zur Deutschdidaktik. Zeitschrift für den Deutschunterricht in Wissenschaft und Schule* 35 (3), hrsg. v. Andrea Moser-Pacher und Bettina Rabelhofer, 71–79.
- Scheller, Ingo. 2008. *Szenische Interpretation. Theorie und Praxis eines handlungs- und erfahrungsbezogenen Literaturunterrichts in Sekundarstufe I und II*. Seelze: Kallmeyer.
- Schmithüsen, Gerd. 2004. »Die Zeit steht still in rasender Eile«. Eine psychoanalytische Einzelfallstudie zu frühem Trauma und Zeiterleben.« In *Psyche* 58: 293–329.

Bettina Rabelhofer

Stroczan, Katherine. 2000. »In Gewalt verliebt: die Anatomiestunde Francis Bacons«. In *Psyche* 54 (1): 1–27.

Vietinghoff-Scheel, Alfrun von. 1991. *Es gibt für Schnee keine Bleibe. Trauma-analoge Literaturdeutungstheorie als Beziehungsanalyse von Text und Leser am Beispiel von Franz Kafkas »Schloß«*. Frankfurt/Main: Suhrkamp. (= suhrkamp taschenbuch 744)

Die Autorin

Bettina Rabelhofer ist ao. Professorin für Neuere deutsche Literatur am Institut für Germanistik der Karl-Franzens-Universität Graz und Psychoanalytikerin i. A. u. S. (Mitglied des Grazer Arbeitskreises für Psychoanalyse); von 1999 bis 2005 war sie Mitarbeiterin im Spezialforschungsbereich »Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900« und gehörte von 2013 bis 2017 dem Team der Psychoanalytischen Forschungs- und Lehrambulanz der Univ.-Klinik für Medizinische Psychologie und Psychotherapie Graz an. Forschungsschwerpunkte sind Literatur der Moderne, österreichische Gegenwartsliteratur, Interdiskursivität von Literatur und Psychopathologie, Literatur und Psychoanalyse: Literatur und Migration.

Kontakt: bettina.rabelhofer@uni-graz.at

Träume riechen und vom Riechen träumen

Einige Überlegungen zum olfaktorischen Potenzial des Traums

Amelie Zadeh

Journal für Psychologie, 32(2), 107–126

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2024-2-107>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Für die Genese der Psychoanalyse war das Olfaktorische ein wichtiger Wegbegleiter: Die Fährten des Riechens und Stinkens ziehen sich von den Geruchshalluzinationen der Hysterikerinnen, Freuds Selbstanalyse und der Konzeption der Verdrängung bis hin zum »Unbehagen in der Kultur«. Der Geruch ist also ein Medium, in dem zeitliche und räumliche Vektoren diffundieren – er haftet Ursprünglichem an, das sich in Form von Reminiszenzen mit intensiver olfaktorischer Qualität immer wieder seinen Weg bis zum System »Vorbewusst/Bewusst« in voller Kraft bahnt. Besonders an der Grenze von Traum, Fantasie und realem Erleben birgt das Olfaktorische nicht nur als somatischer, sondern auch als virtueller Grenzgänger wertvolles analytisches Potenzial.

Schlüsselwörter: Traum, Traumdeutung, Fantasie, Geruch, olfaktorisch, Ekel

Smelling Dreams and Dreaming of Smells

Some Considerations on the Olfactory Potential of Dreams

For the genesis of psychoanalysis, the olfactory sensation was a significant companion: The traces of smelling and stinking extend from the olfactory hallucinations of hysterics, Freud's self-analysis, and the conception of repression to »Civilization and Its Discontents«. Smell is thus a medium through which temporal and spatial vectors diffuse – it adheres to the primal, manifesting in the form of reminiscences with intense olfactory quality, repeatedly finding its way to the preconscious/conscious system in full force. Especially at the border between dream, fantasy, and experienced reality, the olfactory not only serves as a somatic but also a virtual border crosser with valuable analytical potential.

Keywords: dreams, interpretation of dreams, phantasy, smell, olfactory, disgust

LE CHIEN ET LE FLACON

»— Mon beau chien, mon bon chien, mon cher toutou, approchez et venez respirer un excellent parfum acheté chez le meilleur parfumeur de la ville.«

Et le chien, en frétilant de la queue, ce qui est, je crois, chez ces pauvres êtres, le signe correspondant du rire et du sourire, s'approche et pose curieusement son nez humide sur le flacon débouché; puis, reculant soudainement avec effroi, il aboie contre moi en manière de reproche.

»— Ah! misérable chien, si je vous avais offert un paquet d'excréments, vous l'auriez flairé avec délices et peut-être dévoré. Ainsi, vous-même, indigne compagnon de ma triste vie, vous ressemblez au public, à qui il ne faut jamais présenter des parfums délicats qui l'exaspèrent, mais des ordures soigneusement choisies.«

Charles Baudelaire, 1868

Charles Baudelaire verstand es, auf verführerische Weise die olfaktorischen Landschaften des Urbanen, des rasanten Fortschritts und der Industrialisierung in Sprache zu gießen, um bei seiner Leserschaft prägnante, innere Bilder zu evozieren. Als somatische Grenzgänger begleiten das Riechen und der Geruch unausweichlich unser alltägliches Sensorium. Anders als beim Sehsinn entkommen wir beim Olfaktorischen unserem Körper und dessen Eigensinn und eigenen Sinnen jedoch nicht. Kein Entkommen, kein »Ent-riechen«.

Der Wohlgeruch der Nympe Mentha, der Weihrauch der Heiligen Drei Könige oder der betörende Geruch des Holunderstrauchs, unter dem das Kleist'sche Käthchen von Heilbronn entschlummert und träumt – quer durch die Kulturgeschichte markiert das Olfaktorische dramaturgische Schwellen, an denen Bewusstseinszustände ineinander übergehen, das Erhabene sich mit dem Ekel verbindet, Verführung und Tod, Gegenwart und Vergangenheit kollidieren. Das Olfaktorische beinhaltet also das Potenzial, seine eigene Zeitlichkeit zu schaffen, genauso wie es – neben dem tatsächlichen Verweis auf seine jeweilige Quelle, also indexikalisch (»ich rieche XY«) – auch selbst zur Quelle von Erinnerung und Affekt – also selbstreferenziell – wird (»ich rieche«). Anders ausgedrückt: Das Verbum »riechen« kann im Deutschen transitiv und intransitiv verwendet werden, kann ein Objekt nach sich ziehen, oder auch nicht.

Dass dem Olfaktorischen nicht nur eine physische, sondern auch eine »virtuelle« (Menninghaus 2002, 312) Körperhaftigkeit zugrunde liegt, wird besonders deutlich, wenn es auf Sprache trifft. Anders als Baudelaire ist es uns in der Alltagssprache ein Schwieriges, die sensorische Qualität eines Geruchs in Worte zu fassen. Jeglicher Ver-

such, sprachlich exakte Analogien zu finden, gleicht dem Unterfangen, Luft oder Licht einfangen zu wollen. Nicht umsonst leitet sich die Herkunft des Wortes »Parfum« vom Lateinischen »per fumare« – wörtlich »durch Rauch« – her. Wörter scheinen sich also im Angesicht des Olfaktorischen aufzulösen und gehen in einen anderen Aggregatzustand über, der sich gerne unserem Bewusstsein entzieht.

Gleich dem Baudelaire'schen Hund lohnt es sich allerdings als Leserschaft, die Nasen nicht nur dem Wohlgeruch, sondern auch dem »Kehricht« auf dem Boden, dem stinkenden Schmutz, Dreck und Morast zuzuwenden. Der Traum und seine Darstellungen – und in diesem Sinne auch das Werk der Traumdeutung – strotzen vor Verunreinigungen, die unser psychischer Apparat Nacht für Nacht auswirft. Es ist erstaunlich, dass diese in der Rezeption der Traumdeutung, und besonders in Bezug auf das Olfaktorische, bisher wenig Beachtung fanden, obwohl der Geruchssinn in der Genese der Psychoanalyse immer wieder wichtiger Begleiter war.

1 Historische Spuren

Ein kurzer Blick in die abendländische Kulturgeschichte des Olfaktorischen könnte durchaus als eine Geschichte der Verschiebungen und Schwellen zwischen Wahrnehmung und Verdrängung, zwischen archaischer Vergangenheit und kulturisierter Gegenwart gelesen werden. Dabei sind es soziologische, psychologische, biologische und auch politische Implikationen, die diese Grenzbereiche immer wieder überschrieben und neu definierten.

Die ephemere Qualität des Olfaktorischen macht es zu einem Forschungsgegenstand, der sowohl die Naturwissenschaften als auch die Philosophie vor die Frage stellte, wie subjektive Erfahrung in objektive Erkenntnis transponiert werden kann – oder anders formuliert: Welche Form von Wissen produziert der Geruchssinn?

Dass dieses durch das Riechen und den Geruch erfasste Wissen im Vergleich zu jenem der Fernsinne (Seh- und Hörsinn) als nahezu verachtenswert erscheint und Ablehnung erfährt, verwundert nicht: Olfaktorisches Erleben und Wahrnehmen lässt sich nicht abstrahieren und quantifizieren, trotz seiner Omnipräsenz gleiten wir bei seinem sprachlichen Erfassen ab. Diese Widerständigkeit und das Oszillieren zwischen Nah- und Fernsinne werden mit Degradierung bestraft, die sich als Traditionslinie von der Antike bis in die Moderne (mit wenigen Ausnahmen) zieht und sowohl von Jazani als auch La Guérier in ihren rezenten Überblickswerken ausführlich beschrieben und betont wird (vgl. Jazani 2024; La Guérier 2002).

Als wesentliche Zäsur in dieser Kontinuität sieht Alain Corbin in seinem 1982 erschienen Grundlagenwerk »Le Miasme et la Jonquille« die von ihm beschriebene olfaktorische Revolution: Ausgehend von den gesellschaftlichen Umwälzungen der auf-

kommenden Industrialisierung und dem medizinischen Fortschritt wurde das Sensorium in den Großstädten des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts neu kalibriert: Geruch und Gestank waren nicht nur das Insignium für Krankheit und Tod, sie wurden zum Medium sozialer Distinktion, die Desodorierung urbaner Lebensräume trug wesentlich zur Genese des bürgerlichen Individuums, des modernen Großstadtmenschen bei:

»It permits a new interpretation of the rise of narcissism, the retreat into private space, the destruction of primitive comfort, the intolerance of promiscuity. Distinctions and disagreements were deeply rooted in two opposed conceptions of air, dirt, and excrement; they were expressed in the antithetic conduct of the rhythms and fragrances of desire. Only an absence of smell in a deodorized environment-our own-achieved resolution of the conflict« (Corbin 1966, 232).

In Anlehnung an Marc Jenner beschreibt William Tullet zwei Tendenzen in der Bewertung des Olfaktorischen, die sich als Fortführung der von Corbin angemerkten Widersprüchlichkeit einordnen lassen: Einerseits führte die »okularzentristische Moderne« (Tullet 2023, 40) zu einer Desensibilisierung gegenüber Gerüchen und Ausdünstungen, andererseits versuchte man durch die sinkende Toleranzschwelle gegenüber dem Gestank unliebsame Gerüche zu neutralisieren.

In diesem Spannungsfeld von der eingangs erwähnten Wahrnehmung und Verdrängung bietet die Psychoanalyse unterschiedliche und ergiebige Fahrten zu einer Auseinandersetzung mit dem Olfaktorischen, wenngleich auf den ersten Blick der Verdacht nicht ganz abwegig ist, der Geruchssinn könnte selbst der Verdrängung im analytischen Diskurs anheimgefallen sein (Le Guérer 2002, 7). Dennoch lassen sich kursorisch einige Positionen und Konzeptionen in Anschluss an Freud nennen, die dem Geruchssinn auf der Spur waren bzw. sind, jedoch in ihrem Umfang den Rahmen der hier vorliegenden Arbeit überschreiten würden. Freuds Schüler Sándor Ferenczi erkannte den Geruch (und damit einhergehend auch den Gestank) als wichtigen Bedeutungsträger in seiner klinischen Arbeit. Neben Ausdünstungen der Patienten und deren Funktion im analytischen Setting beschrieb er den Zusammenhang von Geld und Analerotik (Ferenczi 1927) und würdigte in seinen Untersuchungen zur Genitalität den Geruchssinn als quasi Vorläufer bewusster Denkleistung:

»Was aber ist, nach Freud, die Funktion des Denkorgans? Eine Probehandlung mit kleinsten Energiequantitäten. Und die Aufmerksamkeit? Ein intentionelles periodisches Absuchen der Umwelt mit Hilfe der Sinnesorgane, wobei nur kleine Kostproben der Reize zur Wahrnehmung zugelassen werden. – Denkorgan und Geruchssinn: beide stehen im Dienste der Realitätsfunktion, und zwar sowohl der egoistischen, wie auch der erotischen« (Ferenczi 1924, 95).

Die französische Analytikerin Françoise Dolto versteht die Funktion des Olfaktorischen als eine grundlegende in der Subjektwerdung des Menschen. Während die Mutter während des Stillens noch als Teilobjekt – als milchgebende Brust – wahrgenommen wird und das Kind dabei hauptsächlich taktile, orale, vokative und olfaktorische Sinneserfahrungen macht, ermöglicht der Geruchssinn, die Mutter als den/die Andere(n), als eigenständiges Objekt wahrzunehmen – er steht für die Anwesenheit einer Abwesenheit, da er nicht örtlich nur an die Brust als für das Baby lebenswichtiges Organ gekoppelt ist:

»The subtlety of smell spreads in the surrounding space; the child bathes in it, in the vicinity of his mother. The smell is no longer assigned to this or that part of the maternal body, [...] the pituitary erogenous zone is always linked with breathing in through the nose [...]. Thus, desire and discrimination of the pleasure caused by the mother's presence occur through smell, while the need to breathe is satisfied by any sort of air however it smells coming in as much through the mouth as through the nose« (Dolto 2022, 73).

Aus Perspektive der strukturalen Psychoanalyse bezieht sich Jazani auf Jacques Lacan, der in seine Konzeption des »Anderen« in *Seminar IX* den Geruchssinn und die damit verbundene organische Regression, die Freud in der Analyse des »Wolfsmanes« (Freud 1909, 462) als Ursache neurotischer Konflikte anführt, als wichtigen Ausgangspunkt erachtet (Jazani 2024, 55ff). Zurecht thematisiert Jazani das Fehlen eines »olfaktorischen Triebes« in der psychoanalytischen Theorie (man denke an den Fetisch oder Perversionen), da beispielsweise im Lacan'schen Spiegelstadium die Subjektwerdung durch vorrangig visuelles und auditives Erleben erfolgt, obwohl das olfaktorische Erleben und vor allem Wissen um den Geruch der Mutter (der Hand in Hand mit dem oralen und taktilen Sinn geht) ihre Anwesenheit und Abwesenheit (in diesem Sinne »den Anderen«) für das Baby von Geburt an markiert:

»The subject's relation to the sense of smell is present from birth to such a degree that one cannot imagine the formation of the subject without a significant role for olfaction. [...] At the level of language, »smelling a truth« or »smelling a reality« is just as valid as observing/witnessing, hearing an echo of, or being in touch with/perceiving the touch of a subjective reality. The sensory references in a subject's narrative can also point to an unconscious phantasy as a scenario of his or her symptom, which has its roots in the drive« (Jazani 2024, 57).

Anhand klinischen Materials zu olfaktorischen Halluzinationen und Träumen von psychotischen und depressiven Patienten zeigen George G. Wayne und Arthur A. Clinco, dass olfaktorische Manifestationen oft in Verbindung stehen mit oralen Fixierungen und der regressiven Befriedigung, die der Patient durch diese Wahrnehmungen und

Fantasia erfährt. Auch sie beziehen sich auf die frühe kinästhetische Erfahrung an der Mutterbrust als Grundlage für die psychosexuelle Entwicklung (vgl. Wayne und Clinco 1959).

Die hier im Text folgenden theoretischen Positionen, das Haut-Ich von Anzieu und der post-kleinianischen Ansatz von Segal mit der Betonung auf den »primitiven, somatischen Phantasien«, erweisen sich besonders in Bezug auf den Traum, das Olfaktorische und deren Funktionen im therapeutischen Prozess als sehr ergiebig. Denn nicht nur die sprachliche Dimension, sondern vor allem das sensorische Erleben im Traum als auch in seiner sensorischen Verarbeitung und der Übertragungsbeziehung findet Beachtung. Ausgehend von den Geruchshalluzinationen der Hysterikerinnen, dem Briefwechsel zwischen Freud und Fliess und dem »Urtraum« der Psychoanalyse – Irmas Injektion – soll die Verbindung von Olfaktorischem mit dem Traumerleben als Bedeutungsträger eines »prä-linguistischen« (Le Guérer 2002, 34), intuitiven und vor allem sinnlich-sensorischen Wissens markiert werden.

2 Verbrannte Mehlspeisen

Bereits in den 1895 veröffentlichten *Studien über Hysterie* zeigt sich, dass die PatientInnen verfolgende Geruchsempfindungen keine Seltenheit darstellen (man denke ebenso an spätere Fallgeschichten wie »Dora« oder den »Rattenmann«), so auch im Fall der jungen Gouvernante »Miss Lucy«, deren Behandlung 1892 erfolgte. Obwohl Freud ihre wiederkehrende Geruchshalluzination als »hysterischen Anfall« zu lesen vermochte, verwunderte ihn die spezifische Geruchsqualität – »verbrannte Mehlspeise« – und er wollte diese an ein »reales Objekt« gekoppelt wissen. Als Erinnerungssymbol erschien ihm neben meist visuellen oder auditiven Sensationen der Geruch als ungewöhnlich. Zunächst wollte er dies der akuten Erkrankung der Nasenhöhlen der Patientin zuschreiben. Freud bemängelte die Schwierigkeiten der Hypnose und den Widerstand der Patienten, sich in diesen so besonderen Zustand versetzen zu lassen. Jedoch seien seiner Ansicht nach die unterschiedlichen Grade der Hypnose nebensächlich. Konzentration und Rückenlage (man denke an die große Relevanz des Horizontalen bei der Geruchswahrnehmung) seien entscheidend. Freud arbeitete in weiterer Ausdifferenzierung der Hypnosemethode mit manuaem Druck auf die Stirn. Interessant ist, dass genau bei dieser Fallgeschichte ausführlicher Rekurs auf diese sehr körperliche Methode genommen wird: das Berühren der Stirn, das auch sicher olfaktorische Übertragung und Gegenübertragung beinhaltet, zum Zwecke der Wiedererweckung von Vergessenem. Der Geruch der verbrannten Mehlspeise war Akteur in einer Szene, die den Konflikt, in dem die Patientin stand, augenscheinlich werden ließ. Sie berichtet von der Ankunft eines Briefs ihrer Mutter kurz vor ihrem Geburtstag, den die Kinder im Spiel verste-

cken wollten, gleichzeitig verbrannte eine Mehlspeise in der Küche. Einerseits sollte die Patientin einen anstehenden Besuch bei der kranken Mutter in Glasgow absolvieren, gleichzeitig quälten sie das Zurücklassen der zu beaufsichtigenden Kinder, die ihr sehr zugetan waren (deren Mutter verstorben war), und die Unstimmigkeiten mit der Familie, für die sie arbeitete. Die Kündigung ihrerseits sollte folgen. Trotz Schnupfen konnte sie den Geruch der Mehlspeisen wahrnehmen. Es gab also einen »inneren«, inkorporierten Geruch als Zeugen von traumatisch Erlebtem, der völlig abgeschlossen (ähnlich wie in einer »Krypta«) bewahrt wird. Freud konstatiert:

»Der Konflikt der Affekte hatte den Moment zum Trauma erhoben, und als Symbol des Traumas war ihr die damit verbundene Geruchsempfindung geblieben. Es bedurfte noch der Erklärung dafür, dass sie von all den sinnlichen Wahrnehmungen jener Szene gerade den einen Geruch zum Symbole ausgewählt hatte. Ich war aber schon darauf vorbereitet, die chronische Erkrankung ihrer Nase für diese Erklärung zu verwerten« (Freud 1985d, 173).

Wie sich kurze Zeit später herausstellte, lag es nicht an der augenscheinlichen Erkrankung der Nase, sondern an dem von Freud richtig gedeuteten Umstand, dass sich Miss Lucy in ihren Dienstherrn verliebt hatte. Die Scham über den Wunsch, den Platz der Mutter an Seite des Dienstherrn einzunehmen, und gleichzeitig das schlechte Gewissen gegenüber den Kindern, diese zu verlassen, führten zu Konflikten mit den übrigen Angehörigen des Haushalts. Die Geruchsempfindung trat nun seltener auf, war aber nicht vollständig verschwunden. Nach einer krankheitsbedingten Pause wurde die Behandlung fortgesetzt, die Konflikte mit der Belegschaft des Hauses hatten sich entspannt. Anstelle der verbrannten Mehlspeise trat ein anderer Geruch: Zigarrenrauch. Wieder kommen bei der Patientin Bilder hoch unter dem »Druck der Hand« – erstaunlicherweise bezeichnet Freud Lucy R. als »Visuelle« (Freud 1985d, 178), als ob er seine Methode rechtfertigen wollte. Gleichzeitig sind in seinen Schilderungen immer Geruchssensationen der Patientin Ausgangspunkt. Ähnlich dem gemeinsamen Betrachten einer Fotografie fragt Freud weiter, um das Bild zu präzisieren. Die Abschiedsszene beim Mittagessen, dem ein alter Freund des Dienstherrn beiwohnte, wird zur unangenehmen Szene: Der Besuch möchte die Kinder am Kopf zum Abschied küssen, dies wird äußerst energisch und wütend vom Gastgeber unterbunden, die Patientin verspürt »einen Stich ins Herz«. Das Küssen der Kinder führt zu einer noch früheren Szene, die Freud als das »eigentlich wirksame Trauma« beschreibt. In dieser wurden die Kinder von einer befreundeten Dame zum Abschied auf den Mund geküsst. Der Vater wies Lucy R. energisch zurecht, dass sie dies als Erzieherin zu unterbinden habe, und drohte mit der Kündigung des Dienstverhältnisses. Dieser Vertrauensbruch markierte eine Zäsur, die amourösen Hoffnungen waren zunichte gemacht durch die krude Zu-

rechtweisung ihres Dienstherrn: »Der eigentlich traumatische Moment ist demnach jener, in dem der Widerspruch sich dem Ich aufdrängt und dieses die Verweisung der widersprechenden Vorstellung beschließt. Durch solche Verweisung wird letztere nicht zunichte gemacht, sondern bloß ins Unbewußte gedrängt« (Freud 1985d, 182).

Der aus dieser »Urszene« hervorgehende unangenehme Affekt wurde in seinem Wiederauftreten mit Gerüchen gekoppelt aus den beiden rezenteren Szenen. Dass, wie wir später feststellen, die Erinnerung innerlich »stinkt« (Menninghaus 2002, 312), findet hier eine seiner ersten Entsprechungen.

3 Freud, Fliess und die Nase

Beachtet man die zeitnah geschriebenen Briefe an Fliess als ideengeschichtliche »Basisnote« zu den Hysteriestudien und der Veröffentlichung der *Traumdeutung*, entwickelt sich darin der Grenzgang zwischen Physischem und Psychischem zunehmend zu einem Konflikt und einer Rivalität, gleichzeitig aber auch zur Triebfeder der Konzeption der Verdrängung; so auch das Verhältnis zwischen Fliess und Freud. Beide waren zu Beginn ihrer Freundschaft (die sich parallel zur Distanzierung Breuers zutrug) nicht nur Brüder im Geiste, sondern auch der Nase nach. Fliess spezialisierte sich auf Hals- und Nasenkrankheiten und der Erforschung physiologischer Prozesse. Ähnlich wie bei Freud erfolgte seine wissenschaftliche Genese im Dunstkreis der großen Physiologen wie Helmholtz und dessen Nachfolger. Seine Forschung über den Zusammenhang von Nase und weiblichem Geschlecht (*Die Beziehungen zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen* aus dem Jahre 1896) fand bei Freud großen Anklang. Seine Hoffnung wuchs, in Fliess jenen »Anderen« zu finden, mit dem physiologische Erkenntnisse und Psychologie in Einklang zu bringen sind. Fliess befasste sich mit dem Zusammenhang der weiblichen Menstruation, Geburt und den damit vermuteten Veränderungen und Pathologien an der Nasenschleimhaut, formulierte Thesen zur »nasalen Reflexneurose«, die es zu behandeln galt via Kokainisierung bzw. Anästhetisierung der betroffenen nasalen Areale. In einem Brief vom 1.1.96 lässt sich Freuds Enthusiasmus und Interesse für Fliess kaum verbergen:

»Es fragt sich nun, welches die Quelle der Reizzustände in den Nasenorganen sein mag [...]. Die Riechstoffe sind, wie Du ja meinst und wie wir von den Blumen wissen, Zerfallsstoffe des Sexualstoffwechsels; sie würden als Reize auf beide Organe wirken. Bei der Menstruation und anderen Sexualvorgängen produziert der Körper eine gesteigerte Quantität (Q) solcher Stoffe, also solcher Reize. Man müßte sich entscheiden, ob diese durch die Expirationsluft oder durch die Blutbahnen auf die Nasenorgane wirken« (Freud und Bonaparte 1950, 155–156).

Man könnte meinen, Freud drängte unbewusst förmlich darauf, die ideale Passung für Fliess' Konzeption der Periodizitätstheorie und seine eigene Forschung zu finden, doch das Scheitern daran war unumgänglich. Gleichzeitig erwies sich dieses Scheitern als einer der produktivsten Momente in der Konzeption der Psychoanalyse: Freuds Selbstanalyse, mit der er 1897 begann. Die Bruchstelle zeigt sich also buchstäblich am Geruchsorgan: man denke an die missglückten Behandlungen bei Fliess, denen sich Freud unterzog, als auch an die fatale Operation bei Emma Eckstein. Doch auch inhaltlich konnten Fliess' naturwissenschaftlicher Reduktionismus und dessen Forderung, psychodynamische Konflikte seiner Konzeption der Periodizität unterzuordnen, nicht fruchten:

»Seine Versuche, die Forschungen Freuds durch seine eigenen einzuschränken, die Dynamik des seelischen Geschehens im Wesentlichen auf periodische Intoxikationen zurückzuführen oder die Verdrängungslehre >zu biologisieren<, mussten wie Fremdkörper wirken. Fliess' Vorwurf aber, dass die Psychoanalyse keine wissenschaftlichen Ergebnisse liefere, dass Freud seine Deutungen >projiziere<, musste Freud umso schmerzlicher treffen, als die Technik seines Verfahrens sich noch in den Jahren des engen Gedankenaustausches entscheidend weiterentwickelt hatte« (Freud und Bonaparte 1950, 54).

Diese sehr treffende Beschreibung im Vorwort zur ersten Ausgabe des Briefwechsels von 1950 beinhaltet wichtige Koordinaten für das weitere Schaffen Freuds.

Der Begriff der »Intoxikation«, die Periodizität, der Ekel (vor der weiblichen Menstruation, dem Exkrementellen), die Verdrängung und die äußerst volatile Beziehung zu Fliess finden sich in Freuds erster Traumbeschreibung »Irmis Injektion« in faszinierender Weise wieder. Ähnlich einem Mycelium oder Nervengeflecht breiten sich Freuds eigene Konflikte über und durch die Selbstanalyse bis hin zur späteren Schrift *Das Unbehagen in der Kultur* aus und hinterlassen Spuren, vor allem von großer sensorischer – also auch olfaktorischer – Qualität. Nicht umsonst bezeichnet er in der Traumdeutung die Traumgedanken als Mycelium. Ein Bild – ich musste an Organismen wie den »Blobs«, einen Schleimpilz von unermesslicher Ausdehnung, oder die Plazenta denken –, das durchaus mit Ekel und Faszination verbunden sein kann; ebenso der unauflösbare Rest, der jedem Traum innewohnt, nämlich »der Nabel des Traumes«. Ein von Freud äußerst akkurates Bild: der Nabel als wülstige Vertiefung und Narbe, die uns als einziges Überbleibsel an unsere eigene intrauterine, ozeanische Vergangenheit erinnert und immanenter Teil infantiler Sexualtheorien ist. Doch auch aus rein biologischer Sicht ist das Bild des Nabels als unauflösbaren Rests schlüssig. Er ist schließlich ein Eldorado für allerhand Bakterien des humanen Mikrobioms, die sich in der Hautfalte hochkonzentriert sammeln, und lässt uns genau an diese Eigenschaft immer wieder erinnern: Er stinkt.

Freud sieht im Nabel

»die Stelle, an der er (der Traum) dem Unerkannten aufsitzt. Die Traumgedanken, auf die man bei der Deutung gerät, müssen ja ganz allgemein ohne Abschluß bleiben und nach allen Seiten hin in die netzartige Verstrickung unserer Gedankenwelt auslaufen. Aus einer dichteren Stelle dieses Geflechts erhebt sich dann der Traumwunsch wie der Pilz aus seinem Mycélium« (Freud 1900a, 530).

Man könnte meinen, man befinde sich bereits in einer virtuellen, gedanklichen Geruchswolke, einem Miasma, in dem sich die Bedingtheit von Verdrängung und Sexualität, Natur und Kultur, von Organischem und Psychischen langsam verdichtet. Diese Sphäre spannt sich von der Begegnung mit Fliess und dessen Loslösung bis zum *Unbehagen in der Kultur*, in dem sich früh formulierte Gedankenstränge aus den Briefen als wichtige Essenz wiederfinden.

Das Aufbegehren im Konflikt mit Fliess, die Verdrängung zu »biologisieren« anstatt sie einem psychodynamischen Verständnis zuzuführen, bahnt sich seinen Weg und lässt sich bereits in der Auseinandersetzung mit hysterischen Symptomen wie bei Lucy R. erahnen: »Grund der Verdrängung selbst konnte nur eine Unlustempfindung sein, die Unverträglichkeit der einen zu verdrängenden Idee mit der herrschenden Vorstellungsmasse des Ich. Die verdrängte Vorstellung rächt sich aber dadurch, daß sie pathogen, wird« (Freud 1895d, 174).

Dass der Mechanismus der Verdrängung an Körperliches gekoppelt und nicht trennbar davon ist, erkennt Freud ebenso kurz später in einem Brief an Fliess vom 14.11.97, in dem vor allem die veränderte Rolle des Geruchssinns durch den Wechsel zum aufrechten Gang richtungsweisend wird:

»Daß bei der Verdrängung etwas Organisches mitwirkt, habe ich oft geahnt, daß es sich um die Auffassung von ehemaligen Sexualzonen handelt, konnte ich Dir schon einmal erzählen. [...] bei mir hatte sich die Vermutung an die veränderte Rolle der Geruchssensationen geknüpft: Aufrechter Gang, Nase vom Boden abgehoben, damit eine Anzahl von früher interessanten Sensationen, die an der Erde haften, widerlich geworden – durch einen mir noch unbekanntem Vorgang. (Er trägt die Nase hoch = Er hält sich für etwas besonders Edles)« (Freud und Bonaparte 1950, 246).

Dieser noch damals Freud unbekanntem Vorgang findet spätestens in Freuds späterer Schrift *Das Unbehagen in der Kultur* fruchtbare Erklärung, besonders in zwei wichtigen Fußnoten. Demnach habe der aufrechte Gang unsere Kulturprozesse in Gang gesetzt, jedoch hohen Tribut gefordert: der Geruch der Menstruation und Sexualekrete, die Verbindung von Anal- und Genitalregion erführen eine Umwertung. Die Vertikale mache

vorher geschützte Körperregionen schutzbedürftig und sichtbar, die Scham begleitet von nun an den neuen Kulturmenschen (Freud 1930a, 459). Der Geruchssinn verkümmert im Wettstreit um die Gesichtsstimuli, vor allem angesichts der visuellen Wahrnehmung. Es scheint zunächst durch den aufrechten Gang, dass das Bild, respektive der Gesichtssinn und das Visuelle, den olfaktorischen Sinn regelrecht domestiziert (Rother 2000, 80–97). Allerdings zeigt die Konzeption der Verdrängung, dass diese Unterwerfung des Olfaktorischen, um den grundlegenden Kulturanforderungen zu entsprechen, nie vollständig gelingt. Die Erinnerung an Horizontales, in der Sexuelles und Exkrementelles noch nicht dem Ekel unterworfen waren, wird in der Analerotik zum wieder spürbaren, und vor allem riechbaren Echo: Obwohl der »organischen Verdrängung« (Freud 1930a, 459) ausgeliefert, stören wir uns, genauso wie das Kleinkind, am Geruch unserer eigenen Exkremente nicht. Erst der Eintritt ins Symbolische – also das sprachliche Benennen – bietet Scham und Moral die notwendige Grundlage. Der Geruch, respektive Gestank, ist anstößig und den Mitmenschen gegenüber respektlos. Dies hindert aber besonders die Psychoanalyse nicht daran, in Form der Perversion und des Fetisches genau jene verdrängte »koprophile Riechlust« (Freud 1905d, 54) wieder freizulegen: Der Fuß, der Pelz, das Haar sind nur einige von vielen möglichen Duftträgern, die in den mannigfaltigen Spielarten menschlicher Sexualität zu unverzichtbaren Akteuren werden.

Bereits 1897 hatte Freud in einem Brief an Fliess eine erste Ahnung bezüglich der Verdrängungsmechanismen formuliert:

»Grob gesagt, die Erinnerung stinkt aktuell, wie in der Gegenwart das Objekt stinkt, und wie wir das Sinnesorgan (Kopf und Nase) im Ekel abwenden, so wendet sich das Vorbewusste und der bewusste Sinn von der Erinnerung ab. Das ist die Verdrängung« (Freud und Bonaparte 1950, 246).

Da die Verdrängung sich immer auf Triebrepräsenzen – also innere Vorstellungen einer »untergegangenen (virtuellen) Sexualität« (Freud und Bonaparte 1950, 247) – bezieht, ist die »virtuelle« Qualität des Stinkens und sich Ekelns, die sich nachträglich aufgrund von Kulturerziehung – sprich Moral, Erziehung und Reinlichkeit – einstellt, von großer Bedeutung. Diese Einschreibungen – oder besser gesagt: Narben und Verletzungen – der Kulturerziehung, denen besonders der weibliche Körper ausgesetzt ist, lassen sich im Traum von Irmas Injektion nachverfolgen.

4 Infektionen und Injektionen: Irma

Der biografische Vorspann zu Freuds Traum und den Torturen, die die Protagonistin über sich ergehen lassen musste, liest sich wie die Beschreibung eines wahr gewordenen

Albtraums. Wir befinden uns im Jahre 1894: Freud unternimmt mit der befreundeten Emma Eckstein, die bei ihm wegen hysterischer Symptome in Behandlung ist, eine Reise zu Fliess nach Berlin, um von ihm behandelt zu werden. Freud ist geplagt von Problemen mit seinen Nasennebenhöhlen, Emma Eckstein wird an der Nase operiert – ein Umstand, der in eine fatale Katastrophe mündet. Fliess vergisst, zentimeterlange Gazestreifen zu entfernen; es folgen etliche, teils lebensbedrohliche Blutungen, Eckstein ist entsetzt und definitiv nicht geheilt.

Im *Wörterbuch der Psychoanalyse* wird dieser Traum als Mythos über die Entstehung der Psychoanalyse titulierte, an dem sich viele AnalytikerInnen abgearbeitet haben (Roudinesco und Plon 2004, 470). Zurecht, wenn man die sensorische Reichhaltigkeit und komplexe Figurenkonstellation (neben unzähligen weiteren Anknüpfungspunkten über die Entwicklung psychoanalytischen Denkens) betrachtet. Ich möchte daher den Fokus auf die Körperlichkeit des Traumes setzen, die Didier Anzieu in seiner Abhandlung über Freuds Selbstanalyse (Anzieu 1986a, 122–174) konstatiert. Penibel zerpfückt Anzieu den Traum Blatt für Blatt, ähnlich einer gekochten Artischocke (Freuds Lieblingspflanze!), um den »Traumkörper« zu enthüllen.

Bereits die Anfangsszene erinnert an ein Theaterstück Schnitzlers oder an einen Familienroman (Roudinesco und Plon 2004, 470). Tatsächlich befindet sich Freud auf Sommerfrische am Kahlenberg im Haus Bellevue, seine Frau ist mit dem sechsten Kind schwanger, ihre Geburtstagsfeier steht kurz bevor. Die Nachricht über eine nur mäßige gesundheitliche Besserung einer befreundeten Patientin – Irma (Emma Eckstein) – verunsicherte Freud und veranlasste ihn, ihre Krankengeschichte niederzuschreiben und an Dr. M. (Breuer) zu schicken. Dieses Rohmaterial mündet in Freuds Traum, in welchem Irma erneut von ihm und Kollegen begutachtet wird. Das Scheitern am Körper setzt sich kaskadenartig fort – von der kollektiven Empfangshalle geht es zur individuellen »Empfangshalle« und der Examination von Mund und Rachen. »Hals, Magen und Leib« (Freud 1900a, 113) schnüre es Irma zusammen; der Widerstand, Einlass zu gewähren, also den Mund zu öffnen, wird deutlich. Anzieu bringt bereits diese Szene, das Eindringen in das Innere der Patientin, mit dem weiblichen Fortpflanzungsorgan und der Schwangerschaft (sowohl Martha Freud als auch Fliess' Frau ist schwanger) in Verbindung (Anzieu 1986a, 144).

Fliess' Theorie der Periodizität und deren kontrazeptiver »Benefit« erwies sich in Freuds Fall und im Falle der sechsten Schwangerschaft seiner Frau als fehlbar, wie der entdeckte weiße Fleck in Irmas Rachen und die desolaten Nasenmuscheln zeigen. Die Angst und der Zweifel, organische Symptome zu übersehen, als hysterische Symptome zu banalisieren oder zu überwerten, zieht sich durch Freuds Selbstanalyse und erinnert an das wachsende Spannungsverhältnis zwischen ihm und Fliess, so auch die Präsenz

seiner medizinischen Weggefährten Ernst von Fleischl-Marxow (Leopold) und Oskar Rie (Otto), Fliess' Schwager. Auch die eigene Behandlungsstrategie mit Kokain gerät ins Wanken, deren potenzielle Folge nekrotisierendes, also absterbendes Gewebe der Nase ist oder gar der Tod, wie im Falle des Kollegen Fleischl, der an seiner Koka-insucht verstarb. Die Intoxikationen und Infektionen der Körper im Traum, könnte man meinen, nehmen kein Ende. Verunreinigte Spritzen, die Vergiftung einer früheren Patientin mit Sulfonal, die Dyphterie der eigenen Tochter, die Dysenterie – also Durchfallerkrankung – eines Patienten Freuds, die Infiltration aufgrund einer möglichen Tuberkulose: Die Beispiele der desolaten, siechenden Körper – Freuds eigener Körper miteingeschlossen – sind endlos. Freud scheint dieser Flut an Körpersensationen im Traum Einhalt gebieten zu wollen – so meine Interpretation – mit der Visualisierung der »körperlosen« chemischen Formel von Trimethylamin, die ihm durch Fliess' Forschungen an Sexualbotenstoffen bekannt ist. Doch die Erscheinung der Formel ist – wie auch Anzieu bemerkt – nicht »körperlos«, sondern fettgedruckt, bekommt somit visuell physischen, also körperlichen Nachdruck verliehen und wird Teil des »Traumkörpers«: »Dieser Körper führt mich also auf die Sexualität, auf jenes Moment, dem ich für die Entstehung der nervösen Affektionen, welche ich heilen will, die größte Bedeutung beilege« (Freud 1900a, 121). Dass dieser Botenstoff auch Teil des olfaktorischen Sensoriums ist, wird durch die Erinnerung an den Ananaslikör deutlich:

»Diesem Likör entströmte ein solcher Fuselgeruch, daß ich mich weigerte, davon zu kosten. Meine Frau meinte: Diese Flasche schenken wir den Dienstleuten, und ich, noch vorsichtiger, untersagte es mit der menschenfreundlichen Bemerkung, sie sollen sich auch nicht vergiften. Der Fuselgeruch (Amyl) hat nun offenbar bei mir die Erinnerung an die ganze Reihe: Propyl, Methyl usw. geweckt, die für den Traum die Propylenpräparate lieferte. Ich habe dabei allerdings eine Substitution vorgenommen, Propyl geträumt, nachdem ich Amyl gerochen, aber derartige Substitutionen sind vielleicht gerade in der organischen Chemie gestattet« (Freud 1900a, 121).

Neben dem Geschmack, dem Taktilen, Olfaktorischen und Visuellen trägt der Traum Spuren des Unreinen, der Verunreinigung und des Ekels mit sich. Wie Anzieu anführt, scheidet der Traumkörper immer wieder Unverdauliches (Durchfall) und Sekrete aus (Nase) oder nimmt Infektiöses, Verunreinigtes auf. Irma, eine Mischperson aus Emma Eckstein, Freuds Ehefrau und Anna Hammerschlag-Lichtheim (einer weiteren besonders geschätzten Patientin Freuds, nach der er seine jüngste Tochter benannt hat), stinkt, wenn man sich eines Wortspiels bedient, das Anzieu in Bezug auf Eva Rosenblums Interpretation des Traums anführt: Die »Ananas ist AnnaNass« (Anzieu 1986a, 154).

5 Haut an Haut

Der weibliche Körper ist hier der »battle ground« der Ekelsensationen, des »inneren« Stinkens und Drecks – man denke an das Tabu und den Ekel vor der Menstruation. Gleichzeitig – oder besser formuliert: gerade deswegen – ist er Ursprung und erster Schauplatz frühester Fantasien von Verschmelzung, Einverleibung und Ausstoßung.

Hanna Segal zeigt in ihrer bemerkenswerten Auseinandersetzung mit dem Traum in ihrer Schrift *Traum, Phantasie und Kunst* (Segal 1996), wie wichtig es ist, Fantasien als grundlegend für die Genese des Traumes anzusehen. Anders als Freud, der Fantasien als eine erst spätere und reifere psychische Leistung ansah, beruft sich Segal auf Melanie Klein, für die »unbewusste Phantasien also Träumen, Symptomen, Wahrnehmungen, Gedanken und der Kreativität zugrunde [liegen]« (Segal 1996, 48). Segal vermisst in Freuds Konzeption die Idee primitiver Fantasien »auf präverbalen, prävisuellen, psychosomatischer Ebene« (Segal 1996, 32), auf der auch das Olfaktorische verortet werden könnte. Anders als eingangs erwähnt kann es also auch deswegen nie dem visuellen vollständig unterworfen werden, sondern gewinnt besonders durch die Wechselwirkung von körperlichem Erleben und unbewusster Fantasie seine Durchschlagskraft.

Segal nennt sie »primitive somatische Phantasien« – sie erweisen sich als sehr fruchtbar, um den Körper im Traum als auch den Traum des Körpers zu untersuchen: »Wenn Phantasien von Anfang an wirksam sind, also bereits in den primitivsten Entwicklungsstadien, so bedeutet das, dass diese Phantasien zunächst körperlicher Natur sind: Die halluzinierte Brust ist zunächst kein Bildliches, sondern ein körperliches Erleben« (Segal 1996, 35).

Haut an Haut – ein besonderer Ort, an dem diese ersten psychosomatischen Fantasien entstehen und sich jenes Bild generiert, das Anzieu als das »Haut-Ich« bezeichnet (Anzieu 1998, 60). Durch die Wahrnehmung und Empfindungen der Körperoberfläche entwickelt das Kind »eine Vorstellung von sich selbst [...] als Ich, das die psychischen Inhalte hält« (ebd., 60). Auch er betont, dass die Differenzierung in dieser frühkindlichen Phase zwischen »psychischem Ich« und »Körper-Ich« zwar in Handlungen, aber (noch) nicht in der Vorstellung vollzogen ist. Das Phantasma der Verschmelzung, die unversehrte »Haut-Fusion mit der Mutter« (Anzieu 1998, 63) ist ein archaisches Echo, an dessen Ursprung das taktile und das olfaktorische Empfinden zu setzen sind. Umso wichtiger ist es, auch dessen Umkehrung, die Zerstörung dieser gemeinsamen Haut, deren Läsionen und Risse in den Blick zu nehmen. Wo die Haut von einer unversehrten zu einer versehrten wird und die gemeinsame Hülle zerreißt, vollzieht sich eine Trennung von der Mutter und womöglich auch eine erstes Anerkennen ihrer Ambivalenz: Sie kann die gemeinsame Haut zerstören, als auch reparieren (ebd., 63). Anzieu schreibt der Haut für das Haut-Ich eine wichtige Funktion zu: Neben ihrer Eigenschaft als »Tasche« bzw. Hülle für das Selbst und als Grenzfläche (»Leinwand«) ist sie »Ort

der Kommunikation« (Anzieu 1998, 60f.), an dem Beziehungen entstehen und sich einschreiben. Diese Funktion der unmittelbaren Kommunikation schiebt Anzieu vor Freuds erste Topik im Sinne einer »archaischen« Topik, in der das Selbst einer »auditiven und olfaktorischen Hülle entspricht, eines Selbst, um welches sich herum ein Ich auf Basis der Berührungserfahrung differenziert [...]« (Anzieu 1998, 130).

Die Haut als Trägerin des Olfaktorischen vermag als halbdurchlässige – also semi-permeable – Membran aufzunehmen als auch auszustoßen, ähnlich einem Sieb. Dieser Vorgang wird in einer Patientengeschichte von Anzieu tragend, in der der Patient während der Analyse in extremes Schwitzen verfällt. Als seltenes Beispiel innerhalb der psychoanalytischen Literatur wird das Stinken des Patienten zur wichtigsten Kommunikationsform. Alles an Aggression, das nicht formuliert, nicht gedacht werden kann, bahnt sich seinen Weg durch die porösen Löcher der Geruchshülle, des »olfaktiven Haut-Ichs« (Anzieu 1998, 236) und kann nicht gehalten werden. Statt sich bewusst mit den aggressiven Impulsen auseinanderzusetzen, sie also im Sinne des Sekundärprozesses denken zu können, schwitzt er sie aus. Seine scheinbar willkürlichen Ausscheidungen erlaubten zu Beginn keine Verbindung zwischen den bewussten Anteilen seiner Aggression und seinem Körper-Ich. Anzieu erkannte, dass sein Widerstand in der Gegenübertragung dem Eingehülltwerden in dieses stinkende Miasma des Patienten galt. Erst die Differenzierung von Körper-Ich und psychischem Ich innerhalb des analytischen Prozesses ermöglichte es dem Patienten, »die Funktion des psychischen Behälters, welche ihrerseits Voraussetzung für das Funktionieren des Systems Wahrnehmung-Bewusstsein ist, auf der Grundlage der Haut zu entwickeln« (Anzieu 1998, 240).

Dieser kurze Exkurs in die Konzeption des olfaktorischen Haut-Ichs ermöglicht eine Verbindung vom Körperlichen als Inhalt und Ursprung von Fantasie und Traum zur Funktion des Traumes als einer Körperlichen. Der Traum beinhaltet nicht nur Verschmutztes und Ekeleregendes, er funktioniert im analytischen Prozess als Ausscheidungsorgan, ähnlich wie die Haut in der Patientengeschichte Anzieus oder Irmas Traum als solcher.

Hanna Segal beschäftigte sich intensiv mit dem »Unverdauten« des Traumes, das ihre Patienten in den Stunden loswerden wollten und ihr vor die Nase setzten.

Zwischen unbewusstem Konflikt und Wunscherfüllung oszillierend sind der Traum und die Traumarbeit für Segal vor allem Kommunikation zwischen dem Unbewussten und Bewussten. Allerdings gibt es in der Traumarbeit neben der neurotischen Konfliktverarbeitung auch jene Inhalte, derer sich der Patient entledigen möchte, anstatt sie zu symbolisieren (Segal 1996, 90). Diese Patienten benutzen den Traum als Medium des Ausagierens, als »acting-in« (ebd., 90). Von einem Überfluten an Traumgehalten bis hin zu einer »Re-Inszenierung« des Geträumten in der Stunde: Das Erzählen der Träume ist bereits eine Art »Ausscheidung« in ein Objekt – also hier in den Analyti-

ker –, um die unangenehmen Inhalte loszuwerden und im Gegenüber eine projektive Identifizierung auszulösen (Segal 1996, 91). Allerdings verschwimmen die Grenzen von innerer und äußerer Welt nicht vollkommen wie bei psychotischen Patienten, vielmehr finden die Traum Inhalte eine Gleichstellung mit real erlebten Ereignissen. Segal nennt eine Patientin, die ihr vorwarf, es rieche in der Praxis nach Gas. In der Analyse fand sich die Ursache der Geruchshalluzination im Traum: Ein war Ballon explodiert. Ähnlich wie bei Anzieus stinkendem Patienten quillt all jenes, das durch die Traumarbeit nicht gehalten werden kann, über und bahnt sich seinen Weg in das analytische Setting in Form von Ausdünstungen, Kot und riechendem, stinkendem Morast. Segal kommt – unter der Berücksichtigung von Bions Konzept der Seelischen Funktion (Segal 1992, 123) – zu einer ähnlichen Schlussfolgerung wie Anzieu, wenn es um die Rolle des Analytikers geht. Die Symbolbildung kann nur hergestellt werden, wenn Symbol und symbolisiertes Objekt nicht mehr aneinanderkleben und ein Prozess der Trennung in Gang kommt (Segal 1992, 120). Hierzu stellt der Analytiker durch die aufgenommen projektiven Identifizierungen und Deutungen, die das Ausagieren des Traumes und seine Funktion in der analytischen Situation mitaufnehmen, »einen Behälter zur Verfügung, der den inneren Raum des Patienten wiederherstellt und dazu beiträgt, die Funktion der Symbolbildung wiederherzustellen« (Segal 1996, 99).

Jeder Inhalt bedarf eines Behältnisses, das wiederum zum Inhalt wird. Dieses Prinzip der »Verschachtelung« ist allerdings nur denkbar, wenn auch die Beschaffenheit der Behältnisse, ihre Membran, Haut oder Hülle, miteinbezogen wird. Anzieu verdichtet diesen Gedanken (Anzieu 1998, 277), wenn er dem Traum an sich eine eigene Hülle zuschreibt. Der »Traum-Film«, wie er sie in seinem letzten Kapitel des »Haut-Ich« nennt, ist, anders als die Hülle des »Haut-Ich«, eine »vergängliche« und »empfindliche« Membran (Anzieu 1998, 271). Er repariert die erlittenen äußeren und inneren Läsionen und Löcher des Haut-Ich und versucht, seinen Reizschutz im Schlaf wiederherzustellen. Da auf dem »Traum-Film« wie bei einem analogen Fotofilm latente Inhalte als manifeste Bilder belichtet werden, können sie »entwickelt« und – vor allem sprachlich im analytischen Prozess – vermittelt, sprich symbolisiert werden. Der Umstand, dass Anzieu die Hülle des Traumes und die belichteten Spuren auf dem Traum-Film als primär visuelle sieht, mag verwundern und wird der Kapazität seiner Konzeption des Haut-Ich, das zu Beginn aus einer Berührungs-, Laut-, Geschmacks- und Geruchshülle besteht (Anzieu 1998, 277), nicht gerecht und darf ergänzt werden: Manifeste Inhalte bieten nicht nur ein rein visuelles Behältnis für latente Inhalte, genauso wenig erfolgt das Mitteilen über Geträumtes und dessen manifeste Inhalte ausschließlich verbal, wie die Patientengeschichten von Segal zeigen. Besonders an den Schwellen und Bruchlinien von Fantasie, Halluzination, Traum und deren Wiedergabe in der Analyse sind die Eindrücke der Nahsinne wichtige Bedeutungsträger als Widerhall »primitiver somatischer Phantasien« (Segal 1996, 35). Auch hier wird deutlich,

dass – wie Segal betont hat – nicht nur der Inhalt des Traumes, sondern auch seine Funktion in all ihrer sensorischen Reichhaltigkeit nicht außer Acht gelassen werden darf.

In Anbetracht der sensorischen und vor allem olfaktorischen Sinneseindrücke der Träumenden – von Freud selbst über die erwähnten Patienten bis hin zu den Ausscheidungen des Traumes selbst – überschreiten diese das Primat des Visuellen, da sie zwischen innerer und äußerer Welt, psychischem Ich und Körper-Ich oszillieren lassen. Diese Transgression schreibt dem Olfaktorischen, und im Besonderen dem Stinkenden und Ekelregenden, seine Präsenz im Virtuellen zu, wie Menninghaus konstatiert: Das vermeintlich aktuelle Stinken werde zu einem »inneren Stinken«, das sich also aus dem Inneren, der Er-Innerung, generiere, wenn nicht sogar auf noch Früheres, also das Urverdrängte, verweise: »Freuds Symptom des (neurotischen) >Ekels< [...]entsteht nicht nur ausschließlich in der Erinnerung, es ist auch bereits bei seinem ersten Auftreten verspätet und nachträglich, ursprünglich nicht-ursprünglich« (Menninghaus 2002, 312).

Eine Traumszene, die Freud seinem Freund Fliess in einem Brief vom 15.10.1897 schilderte (Freud und Bonaparte 1950, 234f.), kann als Initiation in die Welt des Widerständigen, des Ekelregenden und Verdrängten gelesen werden. Freud beschreibt darin eine Amme als seine »Urheberin«: ein »hässliches, altes aber kluges Weib«, das ihm »eine hohe Meinung« von seinen »eigenen Fähigkeiten beigebracht hat«. Sie badete ihn in rot gefärbtem Wasser, im eigenen Menstruationsblut – eine Szene, deren auch olfaktorische Qualität sicher nicht zu unterschätzen ist. Der kleine Sigmund wurde also – so der Wunschgedanke in Freuds Selbstanalyse – durch das Bad im blutigen Sekret der »prähistorischen Alten« immunisiert gegen den Ekel der Menstruation und befähigt, sämtliche kulturellen Ekelschranken und Tabus für die Entwicklung psychoanalytischen Denkens zu überwinden (vgl. Menninghaus 2002, 305ff).

Doch nicht nur das Tabu der Menstruation, auch die Proust'schen Madeleines, verbrannten Mehlspeisen und lädierten Nasen haben uns gelehrt, dass nicht nur das »innere Stinken«, sondern auch das »innere Riechen« – also die transitive, ein (inneres) Objekt nach sich ziehende Variante des Verbums »riechen« – von großem analytischen Wert ist und mehr Beachtung erfahren sollte. Dem Geruch wohnt eine eigene innere und äußere Körperhaftigkeit inne, die aktive und passive, psychische und physische, virtuelle und reale Vorgänge miteinander vereint. Doch nicht nur das: Die Beispiele von Segal und Anzieu zeigen, dass das Olfaktorische sich genau an jenen Stellen zeigt, an denen Symbolisierungsprozesse – das heißt die Sprache – abgleiten oder versagen.

Hier generiert es jenes zu Beginn erwähnte prä-semantische, sinnlich-sensorische Wissen, das wie der Traum eine Schutz- und Symbolisierungsfunktion einnehmen kann: Als »Hüter des Schlafs« schützen sowohl das Olfaktorische als auch der Traum

uns vor den Einbrüchen des Traumatischen, des Nicht-Symbolisierbaren, also vor den Einbrüchen des Realen. Gleichzeitig bewegen wir uns innerhalb dieser »terra incognita« immer wieder an den Rändern zum Realen. Wir alle kennen die Situation, genau in besonders verstörenden Momenten des Träumens erschreckt aufzuwachen oder durch einen Geruch blitzartig in stark affektiv besetzte Erinnerungen und Fantasien geworfen zu werden.

Spätestens seit der Covid-Pandemie ist auch der traumatische Verlust des Geruchssinns oder dessen massive Beeinträchtigung in den Fokus gerückt, nicht nur durch den alltäglichen Leidensdruck, den die Patienten erleben, sondern sogar im Traum. Dies beschreibt Jazani eindrücklich in einer Fallvignette: ein von Anosmie betroffener Patient hatte olfaktorische Wahrnehmungen im Traum, die als »räumliches und zeitliches Maß« dienten, wiederkehrende Symptome in Bezug zueinander zu setzen (Jazani 2024, 29).

Das sinnlich-sensorische Wissen, das durch das olfaktorische Erleben freigesetzt wurde, ermöglicht eine Symbolisierung, die durch Traumatisierung, Verdrängung und die daraus folgenden Widerstände nicht möglich war. Dabei wird auch die virtuelle Kraft des Olfaktorischen ersichtlich: Auch ohne tatsächlichen, externen Reiz ist Geruchserfahrung möglich. Dabei erlangt das Riechen im Traum eine ähnliche Intensität wie externes Riechen im Wachzustand und zeigt, dass je besser die Fähigkeit der Differenzierung und Kopplung an Erinnerung mit einem Geruch ausgeprägt ist, desto intensiver bewusste als auch unbewusste olfaktorische Inhalte ohne physische Reizquelle wahrgenommen werden können (vgl. Stevenson und Case, 2005).

Anstatt das Olfaktorische (und in weiterer Folge den Körper per se) also zugunsten des Kulturisierungsprozesses ständig zu zähmen, zu unterwerfen und zu verdrängen, sollte genau das Widerständige wie auch stark Affizierende dieses so wichtigen Nahsinnes wieder in den Fokus analytischer Betrachtung rücken. Dieses Potenzial zeigt sich besonders in Verbindung mit dem Traum, in dem das Riechen (und Stinken) sowohl als Inhalt als auch Funktion und Form nicht nur ein Denken und Wissen über, sondern auch mit dem Traum in der Analyse bietet.

Die theoretischen Konzeptionen von Anzieu und Segal rücken den Körper, seine Sinne und das ihm innewohnende sinnlich-sensorische Wissen in den Mittelpunkt analytischen Arbeitens – das heißt, dass das Verständnis um die menschliche Psyche und all ihre Differenzen sich erst durch den gemeinsamen intersubjektiven Raum zeigt zwischen AnalytikerIn und PatientIn, durchzogen von allen bewussten und unbewussten körperlichen Äußerungen. Hier lässt sich auch wieder an Freud anschließen, denn er betonte in *Das Ich und das Es* die Verflechtung von Psyche und Körper:

»Der eigene Körper und vor allem die Oberfläche desselben ist ein Ort, von dem gleichzeitig äußere und innere Wahrnehmungen ausgehen können. [...] Das Ich ist vor allem ein

körperliches, es ist nicht nur ein Oberflächenwesen, sondern selbst die Projektion einer Oberfläche« (Freud 1923b, 253).

Und vielleicht verhält sich das Körperliche zur Analyse wie der Geruch zum Körper: Trotz aller noch so intensiven Intellektualisierung und Abstraktionsleistung sind beide immer anwesend, wenn auch nicht immer bewusst wahrnehmbar. Wir riechen und stinken, ob wir wollen oder nicht.

Literatur

- Anzieu, Didier. 1998. *Das Haut-Ich*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Anzieu, Didier. 1986a. »Chapter 2. The Discovery of the Meaning of Dreams«. In *Freud's Self-Analysis: Translated from the French by Peter Graham. With a Preface by M. Masud R. Khan*, The International Psychoanalytic Library, Bd. 118: 122–174. London: Hogarth Press.
- Corbin, Alain. 1986. *The foul and the fragrant: odor and the French social imagination*. Leamington Spa: Berg.
- Dolto, Françoise. 2022. *The Unconscious Body Image*. London: Routledge.
- Ferenczi, Sándor. 1924. *Versuch einer Genitaltheorie*. Leipzig, Wien [u. a.]: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Ferenczi, Sándor. 1927. Zur Ontogenese des Geldinteresses. In *Bausteine zur Psychoanalyse*, 109–119. Leipzig, Wien [u. a.]: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Freud, Sigmund. 1895d. *Studien über Hysterie*. In *GW I*, 75–312.
- Freud, Sigmund. 1900a. *Die Traumdeutung*. In *GW II/III*.
- Freud, Sigmund. 1905d. *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. In *GW V*, 27 u. 33–145.
- Freud, Sigmund. 1909. »Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose«. In *GW VII*, 462ff.
- Freud, Sigmund. 1923b. *Das Ich und das Es*. In *GW XIII*. 237–289.
- Freud, Sigmund. 1930a. *Das Unbehagen in der Kultur*. In *GW XIV*, 421–506.
- Freud, Sigmund und Marie Bonaparte. 1950. Aus den Anfängen der Psychoanalyse: Briefe an Wilhelm Fliess, Abhandlungen und Notizen aus den Jahren 1887–1902. London: Imago.
- Le Guérer, Annick. 2002. »Olfaction and cognition: A philosophical and psychoanalytic view«. In *Olfaction, taste and cognition*, 3–15. Cambridge University Press.
- Menninghaus, Winfried. 2002. *Ekel: Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jazani, Berjanet. 2024. *The perfume of soul from Freud to Lacan: A critical reading of smelling, breathing, and subjectivity*. London: Taylor & Francis.
- Roudinesco, Elisabeth und Michel Plon. 2004. *Wörterbuch der Psychoanalyse: Namen, Länder, Werke, Begriffe*. Wien [u. a.]: Springer.
- Rother, Ralf. 2000. »Geruch ist gleichsam ein Geschmack in der Ferne. – zu Freud und Kant«. *texte – psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik* 1/00: 80–97.
- Segal, Hanna. 1992. »Kapitel 7. Die Funktion des Traums«. In *Wahnvorstellung und künstlerische Kreativität: ausgewählte Aufsätze*, 119–129. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Segal, Hanna. 1996. *Traum, Phantasie und Kunst*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stevenson, Richard und Trevor Case. 2005. »Olfactory Dreams: Phenomenology, Relationship to Volitional Imagery and Odor Identification«. *Imagination, Cognition and Personality* 24: 69–90.

Amelie Zadeh

Tullett, William. 2023. »Knowledge, Norms, and Noses: Across the Olfactory Threshold«. *WerkstattGeschichte* 31 (87): 29–42. Hamburg: Ergebnisse Verlag.

Wayne, G. George und Arthur A. Clinco. 1959. »Psychoanalytic Observations on Olfaction with Special Reference to Olfactory Dreams«. *Psychoanalytic Review* 46: 64-74.

Die Autorin

Amelie Zadeh studierte Kulturwissenschaften und Bildende Kunst in Wien und Hamburg. Seit 2022 ist sie Ausbildungskandidatin am Wiener Arbeitskreis für Psychoanalyse. Ihre Arbeit konzentriert sich auf verschiedene Bereiche der visuellen Kultur, Identität und Bildpolitik sowie psychoanalytische Kulturtechniken in Theorie und Praxis.

Kontakt: amelie.zadeh@gmail.com

Impressum

Journal für Psychologie

Theorie – Forschung – Praxis

www.journal-fuer-psychologie.de

ISSN (Online-Ausgabe): 2198-6959

ISSN (Print-Ausgabe): 0942-2285

Das *Journal für Psychologie* wird gefördert von der Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten (suttneruni.at) und vom Hans Kilian und Lotte Köhler-Centrum (KKC) für sozial- und kulturwissenschaftliche Psychologie und historische Anthropologie an der Ruhr-Universität Bochum (kilian-koehler-centrum.de).

32. Jahrgang, 2024, Heft 2

Herausgegeben von Martin Dege und Peter Mattes

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2024-2>

ISBN der Print-Ausgabe: 978-3-8379-8495-8

ViSDP

Die HerausgeberInnen; bei namentlich gekennzeichneten Beiträgen die AutorInnen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Fall eine Meinungsäußerung der HerausgeberInnen, der Redaktion oder des Verlages dar.

Herausgebende

Mag. Andrea Birbaumer, Wien · Prof. Dr. Martin Dege, New York City · Dr. Peter Mattes, Berlin · Prof. Dr. Günter Mey, Magdeburg-Stendal/Berlin · Prof. Dr. Aglaja Przyborski, St. Pölten · Paul Sebastian Ruppel, Magdeburg-Stendal/Bochum · Prof. Dr. Ralph Sichler, Wiener Neustadt · Prof. Dr. Anna Sieben, St. Gallen · Prof. Dr. Thomas Sluneco, Wien

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Molly Andrews · Prof. Dr. Thea Bauriedl · Prof. Dr. Jarg Bergold · Prof. Dr. Klaus-Jürgen Bruder · Prof. Dr. Stefan Busse · Prof. Dr. Tanja Eiselen · Prof. Dr. Jörg Frommer · Prof. Dr. Heiner Keupp · Prof. Dr. Carlos Kölbl · Prof. Dr. Helmut E. Lück · PD Dr. Günter Rexilius · Prof. Dr. Dr. h.c. Wolff-Michael Roth · Prof. Dr. Christina Schachtner · Prof. Dr. Rudolf Schmitt · Prof. Dr. Ernst Schraube · Prof. Dr. Margrit Schreier · Prof. Dr. Hans-Jürgen Seel · Dr. Michael Sonntag · Prof. Dr. Hank Stam · Prof. Dr. Irene Strasser · Prof. Dr. Dr. Wolfgang Tress · Prof. Dr. Jaan Valsiner · Dr. Barbara Zielke · Prof. Dr. Dr. Günter Zurhorst

Erscheinen

Halbjährlich als digitale Open-Access-Publikation und parallel als Print-Ausgabe.

Verlag

Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG

Gesetzlich vertreten durch die persönlich haftende

Gesellschaft Wirth GmbH,

Geschäftsführer: Johann Wirth

Walltorstraße 10, D-35390 Gießen, Deutschland

info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Druck und Bindung

Books on Demand GmbH, In de Tarpen 42

22848 Norderstedt, Deutschland

Printed in Germany

Abonnementbetreuung

aboservice@psychosozial-verlag.de

Bezug

Jahresabonnement 49,90 € (zzgl. Versand)

Einzelheft 29,90 € (zzgl. Versand)

Studierende erhalten gegen Nachweis 25% Rabatt auf den Preis des Jahresabonnements.

Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis acht Wochen vor Beendigung des Bezugszeitraums erfolgt.

Anzeigen

Anfragen richten Sie bitte an den Verlag:

anzeigen@psychosozial-verlag.de

Datenbanken & Repositories

Das *Journal für Psychologie* wird u.a. indiziert/gelistet in: DOAJ, google scholar, PsychArchives, PsycINFO, PSYINDEX



Die Beiträge dieser Zeitschrift sind unter der Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International Lizenz (CC BY-NC-ND 4.0) lizenziert. Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung und unveränderte Weitergabe, verbietet jedoch die Bearbeitung und kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/

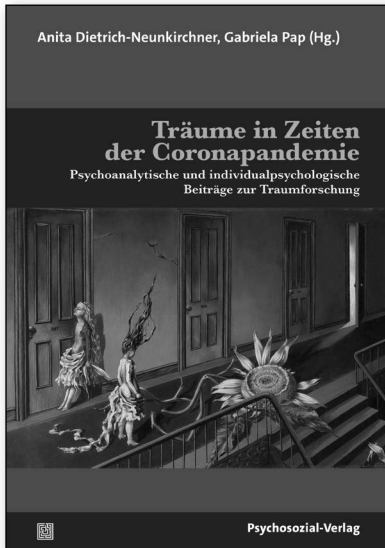
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.



Psychosozial-Verlag

Anita Dietrich-Neunkirchner, Gabriela Pap (Hg.)

Träume in Zeiten der Coronapandemie **Psychoanalytische und individualpsychologische** **Beiträge zur Traumforschung**



2024 · 304 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3322-2

Träume als Seismografen unserer Gefühle und Gedanken haben in der Coronakrise eine besondere Bedeutung erlangt, als Menschen weltweit mit großer Ungewissheit konfrontiert waren und sich seelisch mit dem Ausnahmezustand arrangieren mussten. Die Autor*innen zeichnen die unbewusste Auseinandersetzung mit der

Krise wie auch die bewusste Verarbeitung und die Aktivierung persönlicher Resilienzstrategien durch Träume nach.

Basierend auf einem webbasierten »Corona-Traum-Forschungstagebuch« wurden 622 Träume von 73 Teilnehmenden dokumentiert. Die Autor*innen analysieren diese Lockdownträume nach Freud, Morgenthaller, dem individualpsychologischen Ansatz Adlers und der von Moser und Zeppelin entwickelten Analysemethode. Abgerundet wird der Band durch Beiträge zu Träumen aus klinischer, ethnologischer, feministischer und gruppenpsychoanalytischer Sicht.

Mit Beiträgen von Claudio Cassardo, Anna Maria Diem, Anita Dietrich-Neunkirchner, Felix Fechner, Franca Fubini, Gisela Hajek, Gerhard Kamp, Benita Kary, Christine Korischek, Eric Krammer, Alice Mulasso, Gabriela Pap, Manfred Reisinger, Birgitta Schiller, Brigitte Sindelar und Alfredo Veneziale

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

Verpassen Sie keine Ausgabe mehr und schließen Sie gleich Ihr Abo ab!



Mit einem Abonnement der Zeitschriften des Psychosozial-Verlags sparen Sie und erhalten jede Ausgabe pünktlich bei Erscheinen ganz bequem nach Hause geliefert. Zu unserem wachsenden Zeitschriftenportfolio gehören:

- à jour!
- Behindertenpädagogik
- Freie Assoziation
- Feedback
- gruppenanalyse
- Jahrbuch der Psychoanalyse
- Journal für Psychologie
- Psychoanalyse im Widerspruch
- Psychoanalyse und Körper
- Psychoanalytische Familientherapie
- psychosozial
- Psychotherapie
- Psychotherapie im Alter
- Psychotherapie-Wissenschaft
- Spektrum der Mediation
- supervision
- Trauma Kultur Gesellschaft

Studierende
erhalten ihr Abo
mit
25% Rabatt!

Informationen zu allen Zeitschriften des Psychosozial-Verlags finden Sie auf unserer Homepage: www.psychosozial-verlag.de/zeitschriften

So können Sie abonnieren:
E-Mail: aboservice@psychosozial-verlag.de
Telefon: 0641 – 96 99 78 26
Online: www.psychosozial-verlag.de/abonnements

 **Psychosozial-Verlag**

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

ISBN 978-3-8379-8495-8



9 783837 984958